

Polauer Tagblatt.

IV. Jahrgang

Pola, Montag, 13. April 1908.

Nr. 892

Druck und Verlag: Buchdruckerei Jos. Armpotic, Pola.

Verantwortlicher Redakteur: Hugo Dudel, Pola.

Die wirtschaftlichen Aufgaben der Gemeinde und die kommunale Finanzlage.

Das politische Sanierungswerk ist vollbracht. Wir stehen heute infolge der neuen Gemeindevahlordnung an der Schwelle eines Zeitabschnittes, der für längere Zeit Zustände garantiert, die dem Frieden ziemlich nahe kommen. Nun aber tritt an uns die Frage heran, was wir eigentlich mit diesem Frieden anfangen sollen. Der neue Gemeinderat wird vor einer Riesenaufgabe stehen. Das im Verlaufe weniger Jahrzehnte in amerikanischer Manier emporgeblühte Pola leidet an Mängeln übelster Art, die mit Rücksicht auf das Gemeinwohl und den Rang der Stadt binnen absehbarer Zeit werden behoben werden müssen. Ehe diese Aufgaben in bescheidenem Maße besprochen werden, soll festgestellt werden, daß die Gemeinde Pola wohl über Schulden nicht aber über das Millionenkapital verfügt, das zur Sanierung notwendig ist.

Die Aufgaben, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt, gliedern sich der Hauptsache nach folgendermaßen: Kanalisation, Pflasterung der Straßen, Ersatz für jene Häuser, die räumlich und hygienisch nicht mehr bewohnbar sind, Deckung der alten Schulden. Bezüglich der Notwendigkeit, die Kanalisation einzuführen resp. rasch zu beendigen, brauchen wohl keine Beweise angeführt werden. Man „riecht“ diese Notwendigkeit zu allen Tageszeiten und in allen Straßen der Stadt. Der gegenwärtige Zustand ist vom hygienischen Standpunkte verwerflich, vom sozialen Standpunkte aus betrachtet des Reichskriegshafens der Monarchie unwürdig. Die Pflasterung der Straßen — man sollte eigentlich sagen, die Nichtpflasterung! — gehört zu jenen Uebelständen, die schon seit langem von allen Bewohnern der Stadt mit Unmut ertragen werden. Die Situation, in der sich Pola periodisch befindet, wenn Regen eintritt, ist hinlänglich bekannt. Es geht aber nicht an, daß die Straßen einer Stadt von 45.000 Einwohnern zeitweise Bächen gleichen, die unpassierbar oder nur mit dem Aufwande höchster Gleichgiltigkeit passierbar sind. Daß ungepflasterte Straßen in einer Stadt vom Range Polas keinen guten Eindruck machen können, daß diese ungepflasterten Straßen geradezu Herde sind, auf denen Ignoranz oder Armut gefährliche Krankheitskeime züchtet, ist selbstverständlich. Der sogenannten Staubplage bringt man heutzutage allgemein das größte Interesse entgegen; nicht nur weil der Staub lästig, sondern hauptsächlich darum, weil er krankheitsregend wirkt. Kurz und gut: Ueber die Notwendigkeit eines Straßenpflasters braucht man wohl nicht viele Worte zu verlieren. Bezüglich der Kaszierung jener Häuser, die sich in einem so desolaten Zustande befinden, daß man sich deren Bewohner nur hohlwändig und schwindsüchtig vorstellen kann, möge nur so viel mitgeteilt werden, daß es Kommunalverwaltungen, die ihre

Aufgabe ernst nehmen, als eine ihrer vornehmsten Pflichten betrachten, Baulichkeiten zu entfernen, die eine hygienische Gefahr für die Bewohner involvieren. Weit kleinere Städte könnten in dieser Beziehung für Pola geradezu muster-giltig sein.

Bevor wir zum Kapitel, „Tilgung kommunaler Schulden“ übergehen, sei festgestellt, daß durch die Bewältigung der erwähnten Zukunftsaufgaben das Programm beitem nicht erschöpft ist. An die mit dem wirtschaftlichen Fortschritte verbundene ästhetische Entwicklung kann ja vorläufig gar nicht gedacht werden. Es können auch vorläufig verschiedene wichtige Fragen, deren Lösung im Interesse der armen und ärmeren Bevölkerung dringend notwendig wäre, nicht der Erledigung zugeführt werden. Wir wollen hier nicht spezialisieren, denn jeder denkende Leser wird sich zu diesem Kapitel seinen Kommentar machen können.

Beschränken wir uns auf die Erfüllung der vorerwähnten Aufgaben und vergleichen wir mit der Summe der daraus resultierenden Kosten die Mittel, die der Gemeinde zur Verfügung stehen, daß es ebenso leicht wäre, den Mond in einem Schmetterlingsnetz einzufangen. Diese Arbeiten müssen aber durchgeführt und später soll noch erledigt werden, was wohl weniger dringend, trotzdem aber notwendig ist. Wie soll diese Sisyphusarbeit bewältigt werden? Neue Steuern sind ausgeschlossen. Die Stadt rekrutiert sich aus Beamten und Angestellten, aus Kaufleuten, die den Zwischenhandel besorgen; Industrie fehlt hier vollständig. Den Rest bildet die Arbeiterschaft, die von der Einführung der „unabhängigen Weinsteuern“ schon hart genug betroffen wurde. Von indirekten Steuern zahlen wir so viel, daß die primitivsten Genüsse zu schier unerschwinglichen Kosten führen. Kurz, der Lebenshaushalt ist in Pola so teuer, daß neue Steuern einen Sturm der Entrüstung hervorrufen müßten.

Wie also? Freilich, gewisse städtische Unternehmungen können mit der Zeit erträgnisreich gemacht werden, wie die Gas- und Elektrizitätsanstalt, die sich gegenwärtig noch immer nicht auf dem wünschenswerten Niveau befinden. Unternehmungen, wie die Verpachtung der „unabhängigen Weinsteuern“ können prosperieren, wenn unnötige Ausgaben vermieden und die Steuerbemessungen von wenigen Organen bei der Ankunft der Weinsadungen nach dem Ausweise der Schiffsdokumente festgestellt werden. Einzelne Unternehmungen kann die Kommune in eigene Regie übernehmen. Das freilich, ist alles möglich. Aber es wird kaum hinreichen, um die laufenden Ausgaben und die alten Schulden, die ebenso dringend wie groß sind, zu decken. Und doch müssen jene Uebelstände so bald als möglich beseitigt werden!

Das wird nur dann möglich sein, wenn die zukünftige Gemeindevertretung eine genaue Rechnung legt über die Erfordernisse des wirtschaftlichen Budgets. Auf Grund dieses Voranschlages soll dann die Gemeindevertretung an die Regierung mit dem Ansuchen herantreten, diese möge ein Anlehen von so und so vielen Millionen unverzinslich bewilligen. Anders ist hier wohl kaum zu helfen. Die ge-

wöhnlichen Kosten der Anleihe und die mit nur 4% berechneten Zinsen des erforderlichen, auf dem gewöhnlichen Wege beschafften Kapitals müßten das spärliche Jahresbudget des Gemeindehaushaltes in unerträglicher Weise belasten. . . . Wie gesagt, das ist der einzige Ausweg. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Stadt, deren Ausgestaltung ja im Interesse des Staates liegt, wird die Regierung gewiß nicht abgeneigt sein, sich willfährig zu erweisen. Daß sie es sein will, wurde ja in letzter Zeit hinlänglich bewiesen. . . .

Die Deutschen und die Italiener in Österreich.

Im allgemeinen, wenigstens in nichtpolitischen Kreisen, pflegen wir Deutsche das Verhältnis zum Italiener aus dem klassischen Gesichtswinkel zu beurteilen. Wir haben in der Schule von den Helentaten Roms gehört, haben uns an den begeisterten Schöpfungen unserer größten Dichter und Künstler berührt, denen die Muse auf dem ehrwürdigen Boden der lateinischen Heldenzeitalter Schönheit des Wortes, Kraft des Gedankens und Tief des Empfindens im höchsten Maße verlieh. Was Wunder, wenn wir die Gefühle, die in uns die klassische Geschichte und das Wirken deutscher Meister der Kunst erwecken, auch auf jene übertragen, die wohl nicht der Klasse, sondern nur dem teilweisen Besitze nach Erben der Alten sind, vor denen einstmal die bewohnte Erde schreckensvoll erzitterte. Daß sich auch politische Kreise von diesem Gefühle der Vereinerung beherrschen lassen, davon gab die Haltung einzelner großer Zeitungsblätter während der vergangenen, unvergesslichen Gemeindevahlen von Pola Zeugnis. Andere große Blätter wieder sind auf das Schärffste der Opposition beigetreten, und haben, wohl deutsch gefinnt, das Italienerum mitbekämpft. Diese Tatsachen beweisen, daß in den mächtigen Strömungen politischer Anschauung über das Verhältnis zwischen Deutschen und Italienern in Österreich — wiewohl letztere an der traditionellen Sympathie für die Bewohner des östlichen Adriareiches partizipieren! — Unstimmigkeiten herrschen, die des Versuches wert sind, besprochen zu werden.

Für die Beurteilung dieses Verhältnisses kommt wohl zunächst unser Südtirol, das seit dem letzten Auszuge deutscher Turner mehr oder weniger bekannt geworden, in Betracht. In Gebieten, die ehemals starke deutsche Majoritäten aufwiesen, in Triest, Görz, u. s. w., haben Jahrhunderte echtdeutscher Nachlässigkeit den alten Besitzstand zerstört und auf das Pflichtminimum beschränkt. In diesen Städten und in Pola — das eine Ausnahmestellung einnimmt — befinden sich heutzutage die Deutschen auf dem Standpunkte, auf dem ein Feldherr stehen mag, der nach vielen Schlachten die letzten Scharen um sich eint, um ein neues, in Zukunft kampftüchtiges Heer ins Treffen schießen zu können. Pola bildet, das wurde schon festgestellt, eine Ausnahme, es mag aber dessenungeachtet jener Parabel unterstellt werden. Denn erst seit wenigen Jahren regt sich hier der Deutsche; früher hat er auf der Wärenhaut geschlafen und ist gewöhnlich als — „Italiener“ aufgewacht. Kurz und gut: Wir in Triest, Görz und Pola kommen als eroberndes Element in Betracht. Und das wohl im besten Sinne des Wortes: Wir gaben — im Gegensatz zu manchen anderen — unserem Kaiser zu allen Zeiten, was des Kaisers ist. Natürlich haben wir es daneben stets als unsere vornehmste Pflicht gehalten, zu verlangen, was die Deutschen zum Leben benötigen. Daß dieses daseinsberechtigtere Verlangen — kulturelle Bestrebungen können wir im XX. Jahrhundert doch beruhigt den Brodiragen gleichstellen! — nicht Sympathien erweckt hat, das ist wohl selbstverständlich. Während in Wien die deutsch-romanische Koalitionsjüchtelei speziell von den Unteren heiß umfirtet wurde, mußten wir es gerade i t a l i e n i s c h e m Einflusse zuschreiben, daß unsere Kinder jahrelang in ehemaligen Kessenzimmern und Ställen Unterricht „genossen“ haben. . . . So viel davon. Man mag schon daraus ersehen, daß das klassische „Unterbewußtsein“ im praktischen Lebenskampfe, in dem wir uns Brod, kulturelle Notwendigkeiten und ein wenig Lebensrecht schwer erringen müssen, wenig oder überhaupt keine Anwendung finden kann. Diese Überzeugung wird sich vertiefen, wenn wir die Lage in Südtirol einer gründlichen Kritik unterziehen. Das italienische Element in Südtirol ist, wenn wir unseren Geschichtsforschern glauben sollen — zugewandert. Es hat rechtlich auf dieses Land ungefähr den Anspruch, den der italienische Staatsmann bezüglich W i e n s bezieht, das in der Reihe altrömischer Siedelungen bekanntlich als „Budo bona“ bezeichnet ist. Betrachten wir nun den Fortschritt der Entwicklung, den jenes Element im Laufe der Zeiten gemacht, vielleicht jetzt während der Zeiten, da der romanische Einfluß germanisches Wesen in Europa noch weit überlagerte — wenn wir so sagen wollen, demzu jener Zeit schon haben G e r m a n e n die herrlichsten Gaben der Dichtung und Philosophie einer betörten Welt geschenkt — so finden wir es in der Rolle des U s u r p a t o r s. Des Usurpators, der aus deutschen Felsen Stein um Stein, Seele um Seele riß, bis er jenes Gebiet erobert hatte, das die Italiener heute stolz das „Trentino“ zu benennen pflegen. Daß dem so sei, beweist wohl das Erinnerungsvermögen jener „Italiener“ in Südtirol, die seit dem Bestehen des Volksbundes feierlich erklärt haben, daß sie Deutsche seien, wenngleich sie vergessen haben, die süßen Laute der Muttersprache zu gebrauchen. Aber nicht genug daran: Es geht in Südtirol heute zu, wie in manchen Gebieten Böhmens, Mährens und Schlesiens, von deren Wäldern die slavische Brandung Stein um Stein herabbröckelt: So mancher Ort, so manche

Stadt zieht die Italiener groß in alten deutschen Mauern. Der Italiener ist genüßsam und darum auch billiger. Und der deutsche ehrsame Bürger, der weniger die Vorteile seines Volkes als die der eigenen Tasche zu schätzen pflegt, läßt sich den genüßsamen Arbeiter ins Haus. So wird das fremde Element herangezogen, so kommt der intellektuelle Feind ins Haus. Denn wir streben ja nicht nur in uns, sondern auch aus uns heraus. Und hat uns das Schicksal auf einen dürftigen Schemel gedrückt, um den wir nur die Not erblicken, so wollen wir — wenn es auch Hunger kosten sollte — in unseren Kindern ein höheres Daseinsniveau erreichen. So werden die Kinder der Tagelöhner, Schuster, Schneider, die Kinder der kleinen Leute, zu Beamten, Richtern, Kaufleuten und, was die Hauptsache ist — zu A p o s t e l n ihres Volkes, die später, nachdem sie durch deutsches Geld Stellung und Macht erreichten, Reichern legen in die Westen, in deren Schutze sie groß geworden sind. Auf diese Art sind nach und nach die Ortschaften des südlichen Tirols gefallen, auf diese Art werden vielleicht noch andere Orte, in denen Kenner der Verhältnisse schon jetzt ein inferiores, aber starkes fremdes Element verzeichnet haben, fallen. Als eine Übertreibung wird wohl niemand, der sich ein wenig mit der Geschichte des Deutschums in Österreich befaßt hat, diese Schilderung kennzeichnen. Das ferndeutsche Wien zählt ja heutzutage Zehntausende von Leuten, von denen der wadere Bürgermeister unergesslichen Angebentens einmal gesagt hat: Laßt's mir meine Böh'm' in Ruah!

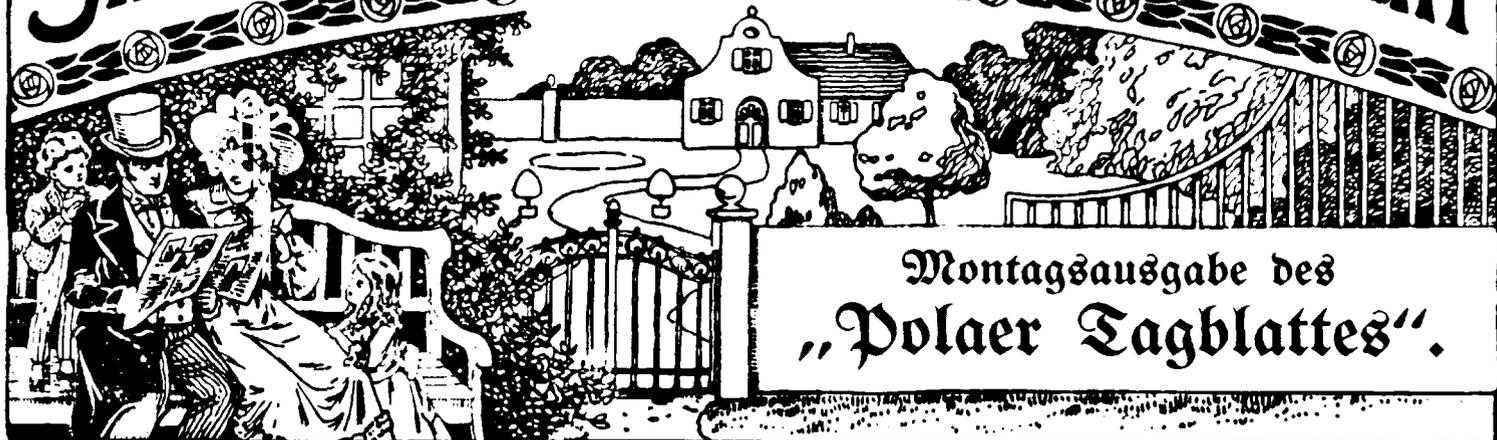
Wollen wir das, was bisher gesagt worden, in ein gewöhnliches Beispiel umsetzen und annehmen, daß es sich nicht um hohe Politik, sondern um gewöhnliche Familiengüter handle. Wir haben ein Haus und alles was dazu gehört. Nun lassen wir den Garten, das Feld, das liebe Vieh von Leuten bestellen, die wir aufnehmen, weil sie billiger waren als die armen Landseute. Endlich aber, wenn der Knecht viel geworden, werden diese uns, die Herren, samt Frau und Kind vom Hofe jagen. Und nicht genug daran: Sie werden uns die Sprache nehmen, uns in ihre Schulen schicken und erzählen, daß nicht Woban, sondern Jupiter der Schöpfer dieser schlechten Welt gewesen. Werden wir uns das gefallen lassen? Nein!!! Wenn aber eine Familie sich solch ein Schicksal nicht freiwillig aufzwingen ließe, soll sich ein Volk der Gleichen, also eine große Familie, dieses Fatum aufzwingen lassen? Und speziell in Südtirol, wo sich die Deutschen des nördlichen Landes in defensiver Stellung befinden, darf das nicht geschehen. Und welches Mittel erübrigt uns, zu retten, den Feind zurückzutreiben? Der wirtschaftliche und kulturelle Kampf!

Aus dieser Folgerung ergibt sich, dankt uns, deutlich genug die Kennzeichnung des Verhältnisses zwischen Deutschen und Italienern in Österreich, wenn man außerdem noch gelten lassen will, daß unsere Bestrebungen auch außerhalb Südtirols nur auf Hemmnisse und Feindschaft stoßen.

Die Jubiläums-Modeausstellung.

Die Wienerinnen haben es jetzt bequem, sie brauchen keinen Modenbericht zu lesen, denn sie finden Anschauungsunterricht in der Modeausstellung, die wirklich hoch über dem Niveau aller bisherigen Veranstaltungen steht. Niemand hat mit guten Modellen zurückgehalten, die großen Leute beteiligten sich in höchst angemessener Weise und auch der kritischste, verwöhnteste Blick findet nur sorgfältige Auslese. Wir gedenken an dieser Stelle die Ausstellung im Detail zu würdigen; für heute nur so viel, daß auch der Modenunkundige reichlich auf seine Rechnung kommen kann. So sind die lieblichen Altwiener Krinolinenkostüme und die Braut in Schmachtklofen in dem großen Objekte von Zwiebad gewiß anziehend genug, wie auch die frapperierend realistischen, exquisiten Modedamen 1908 in derselben Vitrine, die man für lebend hält, so porträtähnlich sind sie dem Wiener Leben entnommen, oder die kleinen Figürchen in den Dezenniumsmoden von 1848 bis 1908, erst dem jungen, dann dem greisen Kaiser huldigend. Ein Damen- und ein Herrschneider haben sich zu dem wirklich interessanten kleinen Objekt zusammengesetzt. Eine Merkwürdigkeit, sagen wir ein Unikum, ist auch die Ausstellung des österreichischen und des Dalmatiner Spitzenvereins, in eine kleine, elegante Ebnische ungeheure Werte zusammendrängend. Diese Frischgipür mit vollständig neuen Mustern und spinnensein gehäkelten Fonds, erobert ganz im stillen die Welt. Ein ungeheurer Export geht von dieser Zentralstelle nach dem Auslande, besonders in ganzen Blusen, Kleidern und wundervoll konfektionierten Dingen aus Frisch- oder Dalmatiner Spitze, die eine führende Rolle zu spielen beginnt. Diese für Jahrhunderte unverwüstliche, echte Reticella ist die kommende Mode, eine Spitzenart, an die keine Imitation heranzureichen vermag. Die Ausstellung wird auch von dem Damenpublikum ihrem vollen Werte nach gewürdigt und lebhaft besucht.

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Montagsausgabe des
„Polaer Tagblattes“.

Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

Seit Herr von Falkenhorst erkannt, daß er an diesem tüchtigen Manne ein unentbehrliches Werkzeug zur Vermehrung seiner Güter besaß, ließ er sich herab, denselben freundschaftlich, etwa wie einen gesellschaftlich tieferstehenden, ehemaligen Schulkameraden zu behandeln. Er war von Hellwigs Treue überzeugt, darum räumte er demselben unumschränkte Gewalt über Falkenhorst und alles, was dazu gehörte, ein.

Wie war Herr von Falkenhorst alt geworden, seit Wilhelm ihn das letzte Mal gesehen! Trotzdem er kaum fünfzig Jahre zählte, war sein spärliches, kurzgeschorenes Haupthaar bereits schneeweiß. Tiefe Falten und zahllose Fältchen ließen das fahle, verlebte Gesicht mit den erloschenen Augen trotz des gedehnt aufwärtsgekehrten grauen Schnurrbarts und des Monocles um mindestens zwanzig Jahre älter erscheinen. Aber die Haltung war dennoch straff und die Bewegungen elastisch.

Ein paar Husaren nahmen Ferdinands und Wilhelms Pferde in Empfang. — Der Schloßherr zog mit gemessener, äußerst theatralischer Bewegung seiner von Brillanten glitzernden mageren Hand den Zylinder vom Kopfe und sagte, als Wilhelm sich verbeugte und ein paar Höflichkeitsworte des Danks und der Entschuldigung gesprochen, in näselndem Ton:

„Bitte sehr, Herr Leutnant, Dank ganz auf meiner Seite! Haben als Kavaliere gehandelt an meiner Tochter. Seien Sie mir darum willkommen! Hätte leicht ein kleines Malheur geben können. Nur gut, daß beide, Agnes und der Schimmel, mit heiler Haut davon kamen.“

„Kleines Malheur? — Ich danke!“ fuhr Hellwig jetzt seinem Herrn ins Wort. „Hätte dieser wadere Herr nicht so kühn und entschlossen gehandelt, so läge unser gnädiges Fräulein heute auf der Totenbahre, so wahr ich ehrlich bin.“

„Ohne Zweifel, Papa,“ pflichtete Ferdinand, den des Vaters kalte, hochmütige Art verlegte, dem Verwalter bei.

Da lächelte Herr von Falkenhorst etwas spöttisch, zog aber-

mals mit komischer Geste den Zylinder und schnarrte: „Also nochmals meinen Dank und mein Kompliment, Herr Oberleutnant. Und du, Ferdinand, führe den Helden in den Speisesaal, das Frühstück ist bereits serviert. — Empfehle mich einstweilen, Herr Oberleutnant.“

Wilhelm geriet sichtlich in Verlegenheit ob dieser Art der Begrüßung und des Dankes. Daß der Schloßherr nach diesen wenigen Worten ihm stolz den Rücken lehrte, war wirklich verlegend.

Ferdinand biß sich verlegen auf die Lippen und drehte an seinem blonden Schnurrbärtchen. Er wußte nicht recht, was er im Augenblick sagen sollte, aber die dem Freunde aus früheren Zeiten noch wohlbekannte Hornesader auf seiner Stirn schwellte mächtig an, und es fiel ihm schwer, eine harte Bemerkung gegen den Vater zu unterdrücken.

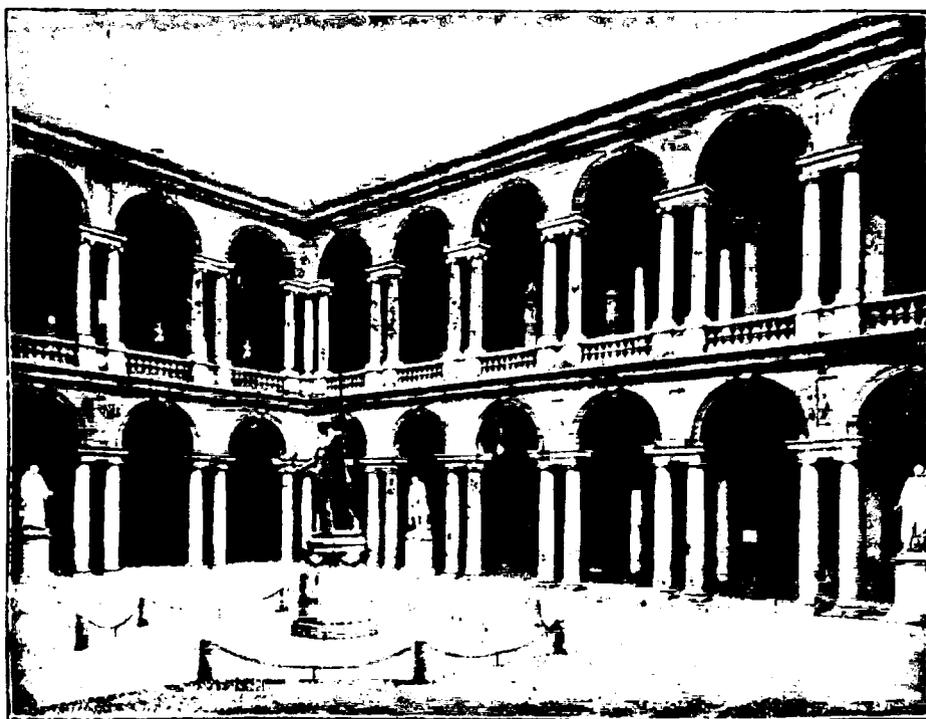
Hellwig aber drückte herzlich Wilhelms Rechte, daß sie schmerzte, und sprach mit seiner rauhen Stimme: „Seien Sie auch mir willkommen, Herr Winkler. Was sehen Sie prächtig aus! Sind ja ein Riese geworden; und dieser flotte Schnurrbart! Was machen denn Ihre Eltern?“

„Danke Ihnen, Herr Hellwig. Den Eltern geht's leider nicht besonders. Sind beide leidend und schlagen sich so durch.“

„Oh, muß sie doch mal besuchen. Seit Ihr Vater fort, habe ich eigentlich gar keinen rechten Freund mehr hier. — Hören Sie mal, hat mir mächtig imponiert, heute morgen.“

„Aber lieber Herr Hellwig,“ näselte da der Schloßherr im Weitergehen, ohne sich umzuwenden, „die jungen Herren dürften Appetit haben. Halten Sie diese also nicht auf.“

„Bis nachher denn!“ damit ging der Verwalter, um seinen Herrn nicht zu reizen.



Zur geplanten Verlegung der Akademie der Brera in Mailand. (Mit Text.)

tem Adelsgeschlecht — hier nannte sie jeder „Tante Susanne“ — mit großem Wortschwall und aufrichtiger Liebeshörigkeit empfangen. Es hatte sich in den alten, Wilhelm einst so vertrauten Räumen im Laufe der Jahre gar vieles geändert. Die solide Einfachheit war, dem wachsenden Reichtum und dem hochfahrenden Sinn des Herrn entsprechend, modernem Luxus und fürstlichem Brunk gewichen. Selbst der Landesherr, der bisweilen als

Im Schloß wurde Wilhelm von der Hausdame, einem älteren Fräulein aus bekann-

Jagdgaſt auf Falkenhorſt geweilt, hatte die Eleganz dieſes Adelsſitzes, den er eine Perle ſeines Landes zu nennen beliebte, nach Gebühr bewundert.

In dem prächtigen, geräumigen Speiſeſaal ſaßen an reichgedeckter Tafel Ferdinands Kameraden, teils noch damit beſchäftigt, den ſeltenen Lederbiſſen ihres gaſtfreien Wirts zuzuſprechen, teils bereits rauchend und ſich lebhaft unterhaltend. Es herrſchte, da die Herren ganz unter ſich waren, der ungezwungenſte Ton, der zufolge des edlen Setzts hier und da bereits in Übermut auszuarten drohte.

Ferdinand ſtellte den Kameraden ſeinen Freund vor.

„Ah, gratuliere,“ ſchnarrte Prinz Richard, ein blutjunger Rittermeiſter von nicht üblem, aber etwas zu blaſiertem Außern. „Haben ſich da nicht nur mit Ihrer Heldentat das Ritterkreuz mit Schwertern verdient, ſondern zweifellos auch gleich das Herz der liebrenden Tochter unſeres liebenswürdigen Wirts erobert.“

Dieſen Wiß begleitete er mit einem ſchallenden Gelächter, in das verſchiedene Herren wie auf Kommando mit einfielen. Der Prinz, der übrigens mit der großherzoglichen Familie nicht verwandt war, galt für viele Offiziere der Reſidenz als ein in jeder Beziehung nachahmenswürdiges Beiſpiel.

Einige der Husarenleutnants wißelten dann über den bürgerlichen Linienoffizier, andere bewieſen ihm deutlich genug ihre Sympathien. Sein beſtimmtes, erſtes Weſen und ſeine ritterliche, ſchöne Geſtalt imponierten ihnen.

Ferdinand kummerte ſich heute um niemand als um den wiedergewonnenen Freund. Die beiden hielten ſich dann auch nicht zu lange im Speiſeſaal auf, ſondern begaben ſich in den Park, um für ſich zu ſein. Dort trafen ſie Agnes und Friſchen, wie dieſelben Arm in Arm um ein Roſenbeet ſpazierten und ſich anſcheinend ſehr wichtige Dinge erzählten.

„Wie gut, daß Sie kamen, Herr Winkler, ich kann mich Ihnen ja ſo wenig erkenntlich zeigen, mein Dank —“

Da ſtodte Agnes ſchon in der Rede, die ſie ſich ausgedacht, und ein leichtes Rot überſlutete ihr edles, in ſeiner jungfräulichen Berlegenheit jezt doppelt liebrendes Geſicht.

Wilhelm drückte ihre zierliche Hand, und ehrlich kam es über ſeine Lippen: „Mein gnädiges Fräulein, wenn jemand Anlaß hat, dankbar zu ſein, dem Himmel und guten Menſchen, ſo bin ich es. Ich bin glücklich, dieſe traute Heimatsſtätte heute wieder betreten zu dürfen, glücklicher, als ich in meiner Kindheit war, wenn ich aufs Schloß durfte.“

„Kinder, da drüben in der „Liebeslaube“, wie ſchon Tante Susannas Mutter das Ding genannt, glaube ich, finden wir ein gemüthliches Plätzchen. Da ſucht uns die Kriegerſchar nicht. Gehen wir dorthin.“

Dieſer Vorſchlag Ferdinands fand Beiſall. Wilhelm ſchritt neben Agnes voran, Ferdinand aber wußte es ſo einzurichten, daß er mit Friſchen, die heute ſein von edlen Regungen geleitetes Herz in ihrer natürlichen Annut ganz und gar erfüllte, ein gut Stück hinter den beiden blieb. O, er hätte das reizende kleine Geſchöpf küſſen und immer wieder küſſen mögen, er liebte die Waldfee, darüber war er ſich in dieſer Stunde vollkommen klar geworden. Und da er, trotz allen Leichtſinns und mancher Fehler, eine ehrliche, gerade Natur war, ſo vermochte er aus ſeinem Herzen nie eine Mördergrube zu machen. Friſchen mußte ahnen, was der Herr Leutnant, deſſen letzte Scherze ſie früher oft verlegt, gerade weil ſie ihm gut war, für ſie empſand. Aber ſie war klug, trotz ihres kindlichen Gemüths, ſie beugte geſchickt vor, wenn dem heute anſcheinend ganz beſonders liebbedürftenden Leutnant ein Wort auf den Lippen ſchwebte, das ihn nachher äreuen konnte.

Heute nannte er ſie nicht mehr einen „ſüßen Kobold“, ein „reizendes Nixchen“, heute behandelte er ſie als Erwachſene, als Dame. Als er ſie früher ſo bezeichnete, war ſie ja auch wirklich noch ein Kind geweſen.

Sie verzieh es ihm darum, trotzdem es ſie damals vor etwa anderthalb Jahren ſchwer getränkt.

Man unterhielt ſich vortrefflich in der von Efeu ganz und gar umrankten Liebeslaube. Vier Menſchen ſchloſſen einen Freundschaftsbund und träumten ſich ein Paradies auf Erden.

Mehr und mehr mußte Agnes ſich geſtehen, daß Wilhelm eigentlich in Ausſehen und Weſen gerade ſo war, wie ſie ſich einen Mann vorſtellte, dem ſie einmal ihr Herz ſchenken könnte. Er hatte ſo etwas Beſonderes, er unterſchied ſich von all den aufdringlichen Kavalieren, die ſie bei Hofe und hier in der Einſamkeit beſäftigten, trotzdem er nicht von Adel war, ſo vorteilhaft, daß ſie ihm volles Vertrauen ſchenkte.

Auch ſah er nicht übel aus. Die hellen, geiſtvollen grauen Augen, die hohe, weiße Stirn, das braune, dicke Haar, der ſlotte, aufwärts gebürſtete Schnurrbart, die ein klein wenig gebogene Naſe, das Friſche, Geſunde in dem ebenmäßigen, wettergebräunten Geſicht, das alles war ſchön. Und ſeine Unterhaltung

hatte ſo etwas Eigenartiges, Interessantes an ſich. Das war nicht nur von Kennen und Bravourſtücken, was er erzählte, das waren ehrliche, natürliche Sachen, ohne Prahlerei und Schmeichelei.

Agnes war ein kluges Mädchen, ſie wußte wohl zu unterſcheiden zwiſchen Sein und Schein. Sie galt für ſpröde und kalt, und darauf bildete ſie ſich faſt etwas ein. Heute aber fühlte ſie ſich als ſchwaches, beſiegtes Mädchen. Dieſer Mann, der Freund ihrer Kindheit, hatte ihr ſtolzes, hartes Herz erobert.

„Ah, guten Tag! — Pardon, wenn ich ſtöre!“ ſchnarrte da ein widerlicher Miſton, — plötzlich eine Stimme. Der Schloßherr ſtand vor der Laube.

„Ferdinand — der Herr Oberſt von den Ulanen hat bereits zweimal nach dir gefragt! Die Herren kamen vor einer Stunde! — Du vernachläſſigt ja ganz deine Kameraden! — Herr — Oberleutnant, ah, auch hier! — Agnes, ich glaubte dich zu Bett nach dem fürchterlichen Schred.“

Etwas unwillig erhob Ferdinand ſich, um dem Vater zu folgen. Der aber fuhr in der ihm eigenen ironiſchen Art fort: „Alſo, bitte, mein Kind, zieh dich zurück, die Aufregung könnte ſelbſt deinen eiſernen Nerven ſchädlich ſein. — Der Herr Oberleutnant werden Augenblick entſchuldigen. Ah, Fräulein Friſchen iſt ja ſamole Geſellſchafterin!“

„Ich danke dir, Papa,“ erwiderte Agnes etwas gereizt. „Ich fühle mich vollkommen wohl. Außerdem wäre es unverantwortlich, wenn ich meinen Lebensretter und Ferdinand ſeinen beſten, ſo lange nicht geſehenen Freund, vernachläſſigen wollte. Ich denke, Ferdinand kehrt ſofort zurück, wenn er den Herrn Oberſt begrüßt hat.“

„Ah ſo, du fühlſt dich vollkommen geſund, mein Kind! hm, dann darf ich dich wohl bitten, dich unſerer Geſellſchaft nicht länger zu entziehen. — Der Herr Oberleutnant tun uns doch auch die Ehre an, zu Tiſch zu bleiben?“

Wilhelm verneigte ſich und ſagte in ſeinem ſtolzeſten Ton: „Ich danke, Herr von Falkenhorſt. Mein Freund lud mich ein, darum kam ich, natürlich in der Vorausſetzung, daß mein Beſuch hier gern geſehen wäre. Iſt das nicht der Fall, ſo empfehle ich mich.“

Der Schloßherr kniff das linke Auge zu und maß mit dem um ſo weiter geöffneten rechten den jungen Offizier von unten bis oben. Doch ehe er antworten konnte, hatte Agnes ſchon ſeine hagere Hand ergriffen und ſprach ſtatt ſeiner:

„Aber Herr Winkler, ich bitte Sie, daſt iſt ja doch ſelbſtverſtändlich, daß Sie uns allen herzlich willkommen ſind. Sie verſtehen den Papa falſch! Er müßte ja ſeine Tochter auch nicht ein Fünkchen lieb haben, wenn er ſich ihrem Lebensretter nicht erkenntlich erweiſen wollte. — Was würde die Welt ſagen, die vornehme Welt, wenn —“

Weiter kam ſie nicht, denn eine ſonore Stimme rief da:

„Ah, da iſt das Reſtlein! Morgen, Herr Ferdinand! Diener, gnädiges Fräulein! Meinen herzlichſten Glückwunſch! Hätte fatales Malheur werden können. Sah ſieben die Schlucht. Hätte zweifellos Hals geloſtet. Ah, Herr Winkler? Mein Kompliment, Herr Oberleutnant! Alle Achtung, haben wacker gehandelt! Freut mich, Sie kennen zu lernen!“

Der ſo ſprach, war ein kleiner, korpulenter Herr in der Uniform eines Ulanenoberſten. Das gütthige, ſtark gerötete Geſicht mit den kleinen, etwas verſchwommenen Augen hatte nichts Kriegeriſches an ſich als den fürchterlichen grauen Ankelbart. Oberſt Graf von Kalkſtein war als jovialer Herr und als trunfſter Becher in der ganzen Reſidenz bekannt. Da er in naher Beziehung zum Hofe ſtand, außerdem ſchwer reich war, ſo imponierte er Herrn von Falkenhorſt ganz ungemein, und ſein Sohn Alex, der jüngſte Leutnant in des Vaters Regiment, dünkte den ehrſüchtigen Schloßherrn, obwohl jener ein Taugenichts und Windbeutel durch und durch war, ein würdiger Freier für Agnes.

„Nein, was iſt's hier gemüthlich!“ fuhr der Oberſt fort, ſich den Schweiß von der Stirn wiſchend. „Dieſe reine Seeluſt! Triunen iſt's für unſereins viel zu warm, und dann der Kapwein, der Kapwein. Freund Falkenhorſt!“

„Werde ſogleich Stühle und Bänke herbringen laſſen,“ ſchnarrte der Schloßherr, „und werde die Herren hierher bitten.“

„Nee, nee, nicht nötig, lieber Falkenhorſt! Ganz unter uns wollen wir bleiben! Aber, hm, Fräulein Weltwig? Ja, das ſind Sie ja! Kind, was ſind Sie niedlich geworden!“

Friſchen ließ das Taſchentuch fallen, um einen Vorwand zu haben, ſich abzuwenden und ihr Erröthen zu verbergen. Der alte Herr war doch zu ſpäſig! Sie kannte ihn von der letzten Treibjagd her genau genug und mochte ihn gern in ſeiner ſpäſigen Art. Alex dagegen war ihr geradezu widerlich.

Da Graf Kalkſtein auch Wilhelms Vater ſehr genau kannte, ſo wurde die Unterhaltung recht intereſſant. Herr von Falkenhorſt ſaß abwechſelnd hier bei den kleinen, jezt wieder kreuzſidelen Gruppe in der Laube und bei den mit Whiſt, Stat usw. beſchäftigten anderen Offizieren.

Am Tiner nahmen auch die Damen und der alte Hellowig teil. Wilhelm hatte gesunde, unverdorbenere Nerven. Aber was der heutige Tag ihm alles gebracht, das war auch für diese zu viel. Er besand sich, als er spät am Abend in sein erbärmliches Quartier zurücktritt, von Ferdinand begleitet, in fieberhafter Aufregung. Agnes, dieses liebe, süße Mädchen, er liebte es, und zwar mit der ganzen Kraft eines unverdorbenen Männerherzens! Seine eheliche Natur duldet keinen Widerspruch des armen, sich noch sträubenden Herzens.

Der gedehnte, fast blödsinnig scheinende Vater dieses Engelsbildes! Wie deutlich hatte er durchblicken lassen, daß sein Schwiegersohn nicht einmal von gewöhnlichem Adel sein dürfte, mindestens ein Graf. Er habe es ja dazu und Agnes brauche nur zuzugreifen.

Dann wieder der alte, gute Oberst in seiner wandelbaren Weinlaune. „Sie sind mein Mann,“ hatte der gesagt. „Ich werde Sie meinem Vetter“ — so pflegte er in vorgerückter Stunde den Landesherrn, trotz weitläufigster Verwandtschaft, zum Gaudium der Zuhörer stets zu nennen — „meinem lieben Vetter, unserm allberehnten Großherzog empfehlen, mein junger Freund. Sollen an die neue Kriegsakademie kommandiert werden! Sollen in kürzester Zeit Hauptmann sein.“

Agnes Augen strahlten nur so bei diesen Worten des alten Hausfreunds. Ja, Agnes, dieses unschuldige, offene Kindergemüt mußte ihn lieben — dann entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust. Ein banges Ahnen erfüllte seine Seele.

„Nun, so ernst?“ sagte Ferdinand.

„Ist das eine Finsternis! Du, Freund, will dir was sagen. Versteh mich, in vino veritas, nicht wahr? Trank leider etwas viel heute nach übler Gewohnheit. Aber es soll alles anders werden, mein ganzes elendes, liebes Leben. Ein Blick aus Frühlings Augen, aus diesen glänzenden Smaragden, hat mich zur Reue getrieben. Will dir alles eingestehen, lieber Wilhelm. Ich habe das kleine Eschen schon lange geliebt. Aber ich schwieg, weil ich die Folgen eines Geständnisses zu sehr fürchtete. Heute konnte ich nun nicht länger an mich halten. Ich traf — du weißt, daß ich plötzlich von der Tafel auf einige Zeit verschwunden war — also, da traf ich die kleine Fee im Flur. Ihr war es zu heiß geworden, ebenso wie mir. Ich ergriff ihr Puppenhändchen und sie folgte mir auf die kühle Terrasse, wo das Wasser des Brunnens so geheimnisvoll rauscht. Da saßen wir auf der kalten Marmorbank lange ohne Worte. Dann kam es mit übermächtiger Gewalt über mein schwaches Herz. Ich küßte Frischchen, ich gestand ihr meine Liebe, ich schwor ihr ewige Treue. Aber wie wird es werden? Der Vater, der stolze Vater!“

„Ferdinand, dann gibt es kein Aber mehr,“ erwiderte Wilhelm sehr ernst mit seiner tiefen, schönen Stimme. „Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Mannes Wort. Lieber arm als chlos werden!“

„So ist es, Freund!“ seufzte der andere und fuhr mit der Hand an die brennende Stirn.

Sie waren bei der Wassermühle angelangt. Der Burche wartete auf seinen Herrn und öffnete die Tür. „Nehmen Sie mein Pferd,“ befahl Ferdinand, aus dem Sattel springend. „Morgen früh um acht Uhr ist es gefattelt!“

„Also, Wilhelm, halb neun spätestens, auf Wiedersehen!“

Ein Händedruck noch, dann sprengte der Husar in vollem Galopp zurück und Wilhelm hing gedankenvoll die knarrende, morsche Treppe hinauf zu seinem elenden Nachtlager. Morgen früh, ja da würde er sie wiedersuchen! O, wie er sich nach Agnes sehnte!

Wie er dann so alles überlegte in schlafloser Nacht, da schwanden die bangen Zweifel und er träumte wachend seinen schönsten Traum von Glück und Liebe. Erst gegen Morgen senkte der Schlaf sich schwer hernieder auf das dürstige Lager des Träumers. Doch schon erschreckt man ihn wieder! Wilhelm wird durch lautes Pochen an der Stubentür aufgeschreckt. „Was gibt es?“ fragt er.

„Erdmannung bittet Herrn Oberleutnant sprechen zu dürfen!“ antwortet der Burche von draußen.

„Treten sie ein!“

Ein strammer Jäger erscheint im Rahmen der Tür und meldet, die Haken zusammenreißend: „Befehl vom Herrn Major an Herrn Oberleutnant, daß die erste Kompanie morgen früh sieben Uhr marschbereit auf dem Dorfplatz steht. In der Garnison Streik ausgebrochen. Erste und dritte Kompanie soll vor Abend in Garnison sein.“

Einen Augenblick nur rieb Wilhelm die müden Augen. Dann sagte er kurz: „Es ist gut! Ab!“

Mit einem lauten Seufzer sprang er, nachdem er einen Blick auf seine an der Wand hängende Taschenuhr geworfen, empor und machte Toilette. — Also so mußte es kommen! O rauhe Schicksalshand! Agnes!

„Na, Pflicht geht über Vergnügen,“ murmelte er.

Es war ein schöner, frischer Herbstmorgen. Tauperlen glänzten wie kleine Edelsteine an den schwankenden Grashalmen und die Sonne sandte eben ihre ersten Strahlen über die weite Ebene. Schloß Falkenhorst lag da im Ruxpurglanz wie ein lichter Feenpalast, wie ein rechtes, echtes Märchenschloß. Fast war es Wilhelm, als stünde dort am Rande des rosigglühenden Sees eine weiße Mädchen-gestalt, die ihm ein letztes Lebewohl zuwinkte. Doch das konnte ja nur Täuschung sein.

Scharf und energisch klangen seine Kommandoworte. Er war im Dienst, da galt kein Träumen. Schlag sieben Uhr stand die erste Kompanie marschfertig auf dem Dorfplatz. Der Kommandeur des Jägerbataillons erteilte dem Oberleutnant seine Befehle und vorwärts ging es, der bereits ausgerückten dritten Kompanie nach.

Mit dem abwechslungsreichen Manöverleben war es für dieses Jahr zu Ende. Das ewige Einerlei des Garnisondienstes begann nun wieder, nachdem die Erzeße des Streiks ohne große Mühe beigelegt.

Wilhelm schrieb noch am Abend, trotz aller Strapazen dieses Sonntags, einen langen Brief an Ferdinand und Agnes. Es war ihm eine Erleichterung, diesen beiden lieben Menschen sein volles Herz ausschütten zu dürfen. Schon nach zwei Tagen traf denn auch ein recht umfangreiches Antwortschreiben ein. Bruder und Schwester bedauerten aufs herzlichste, daß man sich nicht einmal Lebewohl sagen dürfen. Sie baten

den Freund dringend, doch ja seinen Herbsturlaub, den er zu Anfang Oktober hatte nehmen wollen, in Falkenhorst zu verleben.

Eine plötzliche Erkrankung des Vaters zwang Wilhelm indessen, die wenigen Tage seines Urlaubs im Elternhause zu verweilen. So war denn also gar keine Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Karl-Christian.

Esterzählung von M. Doberenz-Eberlein.

(Nachdruck verboten.)

Die Lotte atmete tief auf, bog das von blonden Flechten ungewundene Haupt zurück, hielt eine Handarbeit, an der sie eben den letzten Stich gemacht, weit von sich ab und betrachtete sie mit kritischen Blicken. Sie nickte zufrieden. Was ihr von der weißen Seide entgegen leuchtete, war ein Kunstwerk, das Nadel und Faden mit geschickten Händen geschaffen. Hoheit, die Auftragegeberin, würde sich freuen, daß die schwierige Arbeit so wohl gelungen war, sie war zu einem Geschenk für einen befreundeten Fürstehof bestimmt.

Die Lotte packte die Arbeit sorgfältig weg und räumte die Stützensilien zusammen. Dann stieß sie beide Fensterflügel weit auf, daß die frische Lenzluft, die einen kräftigen Erdgeruch herwehte, voll hereinströmen konnte, in das kleine, behagliche Mädchenstübchen, dem die schneeweißen Gardinen und ein paar



Frühlingsglaube.

Frohgemut seh' ich, o Erde,
Wieder dich in Glanz und Duft,
Da mit seinem mächt'gen „Werde!“
Frühling dich zum Leben ruft.

Frei von Krankheit, Gram und Sünde,
Solberneut, erscheinst du,
Gleich dem morgenfrischen Kinde.
Lächelnd still in sel'ger Ruh'.

Über deine Blumenbeete,
Deiner Wiesen grünen Saum
Zieh't's wie heilige Gebete,
Zieh't's wie erster Liebe Traum.

Und mich faßt ein Wonnebeben
Und ich ahne, daß verjüngt,
Wie du jetzt erstehst zum Leben,
Einst zu Gott mein Geist sich schwingt.

Heinrich Stadelmann.



blühende Blumen vor den Fenstern, etwas wohlthuend Keines, Lichtes gaben. Ein Kanarienvogel im blanken Gebauer schmetterte sein melodisches Lied und blickte mit den schwarzen Perlenaugen Liese-Lotte an, als verlange er von ihr gebührende Würdigung für seine Leistung.

„Grav, Nazi“, sie nickte dem kleinen vertrauten Sänger herzlich zu: „Grüße das Osterfest durch deinen Jubelsang!“

Es wurde an die Türe gepocht, auf des Mädchens Herein schob sich ein flachköpfiges Kind, halb schüchtern, halb zutraulich über die Schwelle: „n Tag och, Freiln Lische-Lott!“

„Du bist es, Susi! Grüß dich Gott, was bringst du da Schönes.“

Sie nahm dem Kinde einen Teller, auf dem ein Stüd Honig appetitlich lag und einen Riesenstrauß von Maientöpfchen und Haselraupen, dessen Stiel Himmelschlüssel und Reilchen, die zusammengebunden, umdrängten, ab.

„Soll ich das alles haben?“ fragte sie freundlich.

Susi schob einen Finger in den Mund und nickte.

„Der löstliche Honig! Der Vater hat ihn wohl geschnitten, waren die Stöcke schwer?“

Susi nickte abermals.

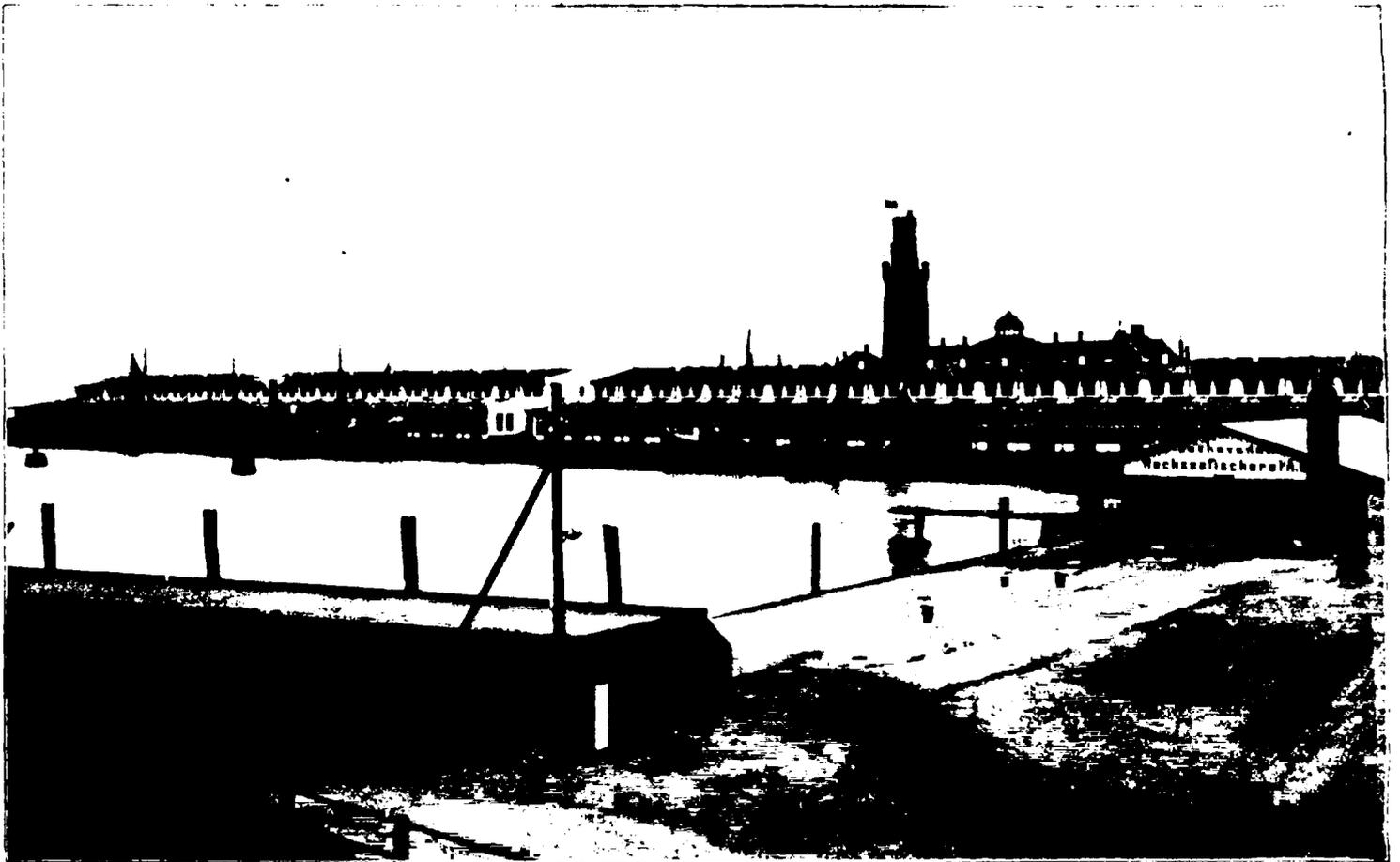
wilden Rangen waren unermüdet gewesen, die schönsten Zweige von dem Strauchwerk am Waldrand herunterzuholen. Friedrich, das kleine dicke Ungeheuer, hatte dabei ein unfreiwilliges Bad genommen, er war in den unter den Sträuchern hinfließenden Waldbach gefallen. Geschadet hatte ihm das Bad nichts, die Geschwister lachten den Pudelnassen tüchtig aus.

Susi sicherte leise in sich hinein, als sie daran dachte. Liese-Lotte, die das für Verlegenheit hielt, nahm aus einer Biskuitbüchse ein paar Stüdchen Gebäck und gab sie dem Kinde: „Da Susi, gräß mir Vater und Mutter, sag, ich hätt mich gefreut und ließe schön danken!“

Susi dankte und ging, an der Tür blieb sie zaudernd stehen und überlegte, plötzlich drehte sie sich um und rief hastig: „Ich wünsche auch gesunde Feiertage, Freiln Lische-Lott!“ und husch war sie hinaus.

Liese-Lotte lächelte. Susi war das Ebenbild der Mutter, mit der sie als Kind zuweilen gespielt und wie mit einem Zauberschlag wurde ihre Kindheit in ihr lebendig.

Während sie den Osterstrauß aufband, um die großen Zweige in einer Vase, Reilchen und Himmelschlüssel in einer Schale zu



Der neue Fischereihafen in Cuxhaven mit den Fischantlionshallen. (Mit Text.)

„Und die schönen Blumen, die hast du gewiß alle zusammen gesucht, Klein-Susi, um mir eine Freude zu machen, weil du weißt, daß ich Blumen so gerne habe, ich danke dir mein Töchtling!“ Liese-Lotte hob Susis Kinn mit der Rechten und sah ihr herzlich in die hellblauen Augen.

Die Kleine wurde rot vor Freude. Für „Freiln Lische-Lott“ wäre sie durchs Feuer gegangen. Als die Mutter so krank lag, war das Fräulein oft gekommen, hatte nach dem Rechten gesehen, halbe Nächte gewacht und gesorgt, daß es den Kindern an nichts fehlte, bis Mutter gesund war und selber arbeiten konnte. Vater und Mutter vermahnnten sie und die Brüder immer wieder: Seid nie ungezogen gegen Freilein Lische-Lott, dankt's ihr, was sie an uns armen einfachen Leuten getan hat!“

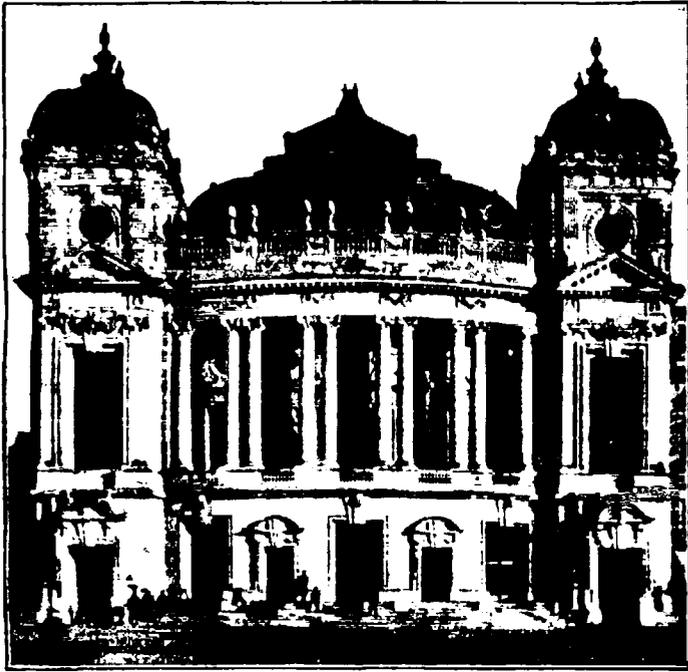
Und die Kinder beherzigten der Eltern Mahnung. So gern sie im Winter einen Schneeball aus sicherem Hinterhalt auf einen arglos Vorübergehenden sandten, Liese-Lotte verschonte ihr Geschloß. Als heute morgen die Mutter sagte: „Eines von euch bringt dem Freiln ein Stüd Honig und einen weißen Strauß!“ wäre beinahe eine regelrechte Prügelei entstanden, weil jedes der Geschwister den Botengang tun wollte. Der Mutter Nachspruch machte dem Streit ein Ende. Susi wurde abgesandt, vorher hatte sie mit den Brüdern die Blumen eingetragen. Die

ordnen, sah sie sich wieder als Kind mit langen blonden Hängeböpsfen an der Seite eines schlanken Huben durch den Wald streifen, um nach Zweigen zu einem Osterstrauß Umschau zu halten.

Karl-Christian und Liese-Lotte waren unzertrennliche Kamraden. „Wenn wir erwachsen sind, heiraten wir uns!“ erklärte Karl-Christian wiederholt und sie nickte ernsthaft.

Das Schicksal hatte beide auf seltsame Weise zusammengeführt. Beide waren Pfarrerskinder und Halbweissen. Liese-Lottens Vater starb jung — sie zählte kaum ein Jahr — er zog sich ein Nervenfieber bei einer Epidemie, die in seiner Gemeinde wütete, zu, dem er nach kurzem Kranksein erlag. Die schmale Pension, die der vermögenslosen Witwe blieb, veranlaßte sie, vorläufig in dem Ort, in dem ihr Mann amtiert hatte, wohnen zu bleiben. Carl-Christians Vater kam als Nachfolger des verstorbenen Pfarrers hierher. Er war ein ernster, schon älterer Mann, der sein junges Weib bei der Geburt seines Einzigen — Karl-Christians — verloren hatte. Trotz seiner Frömmigkeit verward er den Verlust der geliebten Frau nie und blieb ein stiller einsamer Mann. Sein vierjähriger Knabe fand in Liese-Lottens Mutter eine liebevolle mütterliche Freundin. Ihrer aufopfernden Pflege dankte er es hauptsächlich, daß er von einem schweren Scharlachfieber genas. Der Pfarrer verehrte und schätzte die Witwe seines

Vorgängers, die ein gleiches schweres Schicksal getroffen, wie ihn selbst und er bewunderte die Willenskraft der zarten Frau, mit der sie ihren Kummer niederzwang. „Um meines Kindes willen



Die neue flämische Nationaloper in Antwerpen. (Mit Text.)

muß ich mich aufpassen, was sollte aus Liese-Lotte werden, wenn ich nur an mich denken, nur meiner Trauer leben wollte,“ sagte sie einfach, als er ihr seine Bewunderung ausdrückte.

Auf sein Bitten siedelte sie mit ihrem Kinde in das Pfarrhaus über, erzog seinen Knaben und leitete seinen Haushalt, Karl-Christaan blühte unter ihrer zärtlichen Fürsorge sichtbar auf, und das frohe Zauchzen der beiden Kinder zauberte sogar zuweilen ein leises Lächeln in die ernsten Augen des früh gealterten Pfarrherrn. Wie Geschwister wuchsen die Kinder auf, keines mochte ohne das andere sein, und als Karl-Christiaan zum ersten Male das Vaterhaus verließ, drohte Liese-Lotte das Herz zu brechen, so tränenschwer war es. Doch die Mutter lehrte sie früh tapfer sein und so war sie es, die mit blassen Wangen, aber äußerlich ruhig, dem Kameraden beim Lebenswortsagen noch Mut zusprach. Sie wanderten Hand in Hand durch den Wald,



Wirtl. Geh. Rat Prof. Dr. Friedrich v. Sömarzh, hervorragender Chirurg, in Kiel f. (Mit Text.)

Liese-Lotte wies darauf: „Wie wunderbar der Weg besonnen ist, der dich in dein neues Leben führt, das ist eine schöne Vorbedeutung, Karl-Christiaan!“

„Reinst du, Liese-Lotte?“

„Ganz sicher!“ nickte sie ernsthaft und rechnete mit ihm aus, wieviel Wochen verstreichen müßten, bis sie denselben Weg wieder gemeinsam wanderten. Das sollte sein, wenn er zum ersten Male in den Ferien käme, Liese-Lotte würde ihm entgegengehen.

Der Gedanke an die Ferien erleichterte beiden den Abschied.

Ja, das Mädchen gestand dem Kameraden sogar, daß es ihm sein Fortgehen beinahe reide.

„Es muß herrlich sein, etwas zu werden, das einen ganz selbständig macht, das möchte ich wohl auch!“

„Liese-Lotte!“ — er sah sie beinahe erschrocken an. „Red nicht so, du brauchst nichts zu werden, das dich selbständig macht, du wirst ja meine Frau!“

Sie nickte.

Beide waren stehen geblieben, denn die Landstraße, wo sie den Wagen treffen sollten, kam in Sicht.

Karl-Christiaan ließ Liese-Lottes Hand los, griff in die Brusttasche und brachte einen goldenen Reif mit einem Rubin zum Vorschein. „Von meiner Mutter,“ sagte er ernst und steckte ihn seiner Kameradin an, er sah ihr zimlich locker am Finger, der mußte sich noch auswachsen.

Liese-Lotte durchfuhr es seltsam und Karl-Christiaan, der ihre Rechte zwischen beiden Händen festhielt, klopfte das Herz bis an den Hals. Zum ersten Male, angesichts des Abschieds, ahnten die jungen Menschenkinder etwas von der Liebe, die so ganz verschieden ist von dem warmen ruhigen Gefühl, das Geschwister für einander empfinden.

Näherrollen schreckte beide auf. Hastig übergab Liese-Lotte Karl-Christiaan ein kleines Bild, das sie mit bebenden Fingern aus einer Papierhülle löste. Es stellte sein Vaterhaus mitten im großen Pfarrgarten dar und war mit einfachen Mitteln, aber vielem Talent gemalt. „Da, zum Abschied!“ flüsterte sie, schlang plötzlich beide Arme um den Scheidenden und nachdem sich ihre Lippen zum reinen, ersten Kusse gefunden, flog sie wie ein gescheuchtes Reh den Pfad zurück, der jetzt unbesonnen — Wolken verhüllten die goldene Spinnerin — in das Waldesdunkel führte.

Von jetzt an entspann sich ein reger Briefwechsel zwischen Karl-Christiaan und Liese-Lotte. Es waren harmlose, kindliche Briefe, die sie einander sandten. Sie berichteten sich gegenseitig von ihren kleinen Leiden und Freuden, der Jüngling schrieb von



Prof. Paul Thumann f. (Mit Text.)



Der Spiellamerad. Von Th. Kleebaas. (Mit Text.)

seinen Studien, das Mädchen erzählte von den häuslichen Ver- richtungen, zu denen sie die Mutter nach und nach heranzog, und verschlehte nicht, aller getreuen Haustiere und des Storchpaares, das auf der Pfarrscheune sein Heim errichtete, eingehend zu ge- denken. Diese Lotte war noch ein Kind, und unschuldig und kind- lich war ihr Fühlen.

Das erhoffte Wiedersehen in der Ferienzeit rüdte weiter hinaus, als beide gedacht. Wegen verschiedener Zufälligkeiten geschah es, daß Karl-Christian erst nach fast zweijährigem Fern- sein zum ersten Male heim kam. Diese-Lotte vergaß dies erste Wiedersehen nie.

Ein köstlicher junger Ostertag war aufgewacht. Frau Sonne hatte die Strahlenaugen in ungetrübtem Glanze aufgeschlagen und umfing die frisches Leben atmende Natur mit reichem Schimmer.

Diese-Lotte war früh aufgestanden und zum Waldbach geeilt, um, wie alljährlich, Osterwasser zu schöpfen. Den gefüllten Krug in den Händen, sah sie der erwachenden Sonne in die segens- spenden Himmelsaugen und gab sich dem Zauber hin, den der klare Frühlingsmorgen um die knospende Erde wob. Sie tauschte dem frohen Liederfang der Vögel und atmete in tiefen Zügen den würzigen Duft ein, der den treibenden Nadelbäumen ent- strömte. Sie war glücklich und freute sich ihres Daseins. „Wie schön ist die Welt, wie herrlich das Leben!“ jubelte sie.

Da umschlangen sie von rückwärts zwei Arme und eine ver- traute, so lange nicht gehörte Stimme bot der Überraschten einen frohen Ostergruß. — Im ersten Schrecken ließ das Mädchen den Krug fallen, der auf dem Waldboden klirrend zerbrach.

„Du,“ stammelte sie „Karl-Christian, du!“

Sie sahen sich in die Augen, und sie gewahrten mit staun- ender Bewunderung, wie sie sich in den zwei Jahren ver- ändert hatten.

Diese Lotte, die nun sechzehn Jahre zählte, war zur lieb- lichen Jungfrau aufgeblüht, und der um vier Jahre ältere Kamerad hatte sich gar stattlich entwickelt. Beide wurden unter dem gegenseitigen Anschauen rot. Schier verlegen bückte sich das Mädchen nach dem zerbrochenen Krug: „Wie schade!“ bedauerte es.

„Nicht doch, Scherben kündigen Glück,“ und Glück wollen wir zwei haben, gelt?“ er hatte aufleuchtenden Augs den Ring erblickt, den er Diese-Lotte zum Abschied gegeben und den sie am Finger trug, er sah jetzt ziemlich fest.

„Wer wollte Glück nicht haben?“ gab sie zurück und fügte hastig, als möchte sie einer weiteren Erörterung vorbeugen, hinzu: „Wie kommst du hierher, wir erwarteten dich erst heute mittag.“

Da berichtete er nun, daß er mit einem Bauernsohn, der dort, wo Karl-Christian studierte, das Lehrerseminar besuchte, heimgekehrt wäre. Sie hätten schon den Zug, der nachts ankäme, darum benützen können, weil Friß auf der Wahnstation mit einem Wagen abgeholt worden sei. Zuhause wollte Karl-Christian nachts nicht fördern, so wäre er bei Friß geblieben und bereits im Morgenrauschen hierhergeeilt, um Diese Lotte zu erwarten: „Denn daß du kommen würdest, wußte ich ja!“ schloß er einfach.

Ja, das konnte er wissen, dachte das Mädchen. Waren sie doch früher gemeinsam jeden Ostermorgen hierher gewandert, um e inem alten Brauche folgend, Osterwasser zu schöpfen.

Heute lehrten beide, wie einst, Hand in Hand heim. Unterwegs sammelten sie Anemonen und Leberblumen, und Karl-Christian ruhte nicht eher, bis sich Diese-Lotte auf einen Baumstamm setzte und die Blumen zum Kranz wand. Als sie fertig war, nahm er ihr das duftige Gewinde ab und krönte ihr blondes Haupt damit.

Lieblieh bist du anzuschauen, wie eine Lichtelbin!“ sagte er in ehrlicher Bewunderung.

Sie lachte. „Die Lichtelbin darf den Ostermorgen nicht müßig im Walde verändeln, sie muß jetzt Hausochterdienste tun, Müttern daheim in der Küche helfen. Komm, Karl-Christian, laß uns eilen, es gibt für mich noch allerlei zu tun, bis die Glocken zum Kirchgang rufen. Sie schlug übermütig in die Hände: „Eins, zwei, drei! Wer zuerst unten am Dorf ist, hat gewonnen.“

Und wie ein Pfeil flog sie den Waldpfad entlang.

Karl-Christian hatte Mühe, die Flüchtige einzuholen. Da es gelang, umfaßte er sie, bog ihr erhitztes Köpfchen in den Nacken und rufend: „Den Preis, Diese-Lotte, ich habe gewonnen!“ küßte er die schwellenden Purgulippen. (Schluß folgt.)

Bienengift und Bienenstich.

Blauderei von Hugo Freng. (Nachdruck verb.)

Die edle Imkereei ist mit viel Poesie umwoben. Die fleißigen Bienen preist man in Lied und Sage, und Honig und Wachs weiß man allerorten zu schätzen.

Der Bienenstich ist die minderpoetische Seite der Bienenzucht. Doch sichts die Biene nicht etwa aus Laune oder aus Mitleiden,

sie greift zu dieser Waffe nur, wenn sie in Gefahr ist oder sich in Gefahr glaubt. Daß dabei auch einmal ein harmloser Mensch einen Stich abbekommt, liegt vielleicht begründet in dem allgemeinen, meist nicht unberechtigten Mißtrauen der Tiere gegenüber dem Menschen, mehr noch aber in dem aufgeregten Gebaren, das viele zeigen, wenn sich ihnen summend eine Biene naht. Erst durch diese Fortscheuchungsversuche wird sie gereizt, sie erblickt in ihnen das gerade Gegenteil, sie hält sie für Angriffe und — sticht.

Den Bienen liegt wirklich nichts daran, von ihrem Stachelapparat Gebrauch zu machen, denn meist jehen sie dabei ihr Leben ein. Andererseits gehen sie aber, wenn sie gereizt werden, mit wildem Ungestüm auf den Gegner los. Sie stechen auch hin und wieder ohne Anlaß in der Nähe ihrer Wohnung, in einer Entfernung von etwa fünf bis zehn Metern vom Flugloch. Und wenn Bienen Menschen oder Tiere in größerer Menge überfallen haben, so war es immer nur innerhalb dieser Sphäre. Im Felde sticht die Biene nur bei Druß. Auch Bienen, die mit Honig beladen heim- kehren, stechen nicht.

Das sind aber alles Momente, die nur die einzelne Biene oder kleine Gruppen angehen. Etwas anderes ist es, wenn ganze Völker stichwütig werden. Ihrer kann sich dann auch kaum der Bienenzüchter erwehren, und sie können die nächste Umgebung des Bienenstandes ganz unter ihre Herrschaft bringen, indem sie gegen Menschen und Tiere blindwütend losgehen. Meist ist eine äußere Ursache schuld an dieser Stachelwut. Oft ist eine Maus, eine Ratte in den Stod eingedrungen oder ihr Kadaver lagert noch im Bau, oder ein Specht treibt sein Umwesen. Alle diese Umstände bringen ein Volk in höchste Aufregung und treiben es zum Stechen.

Auch wenn der Imker hastig und unbeholfen im Stode tätig ist, wird es stichlustig, besonders wenn er am Tage lange Imker- arbeiten vornimmt und nicht am Abend. Auch der Geruch mancher Menschen ist den Immen unsympathisch, ebenso der Geruch mancher Stoffe, so der des Leders. Mitunter ist diese Stachelwut auch erblich.

An schwülen Tagen oder zur Zeit reicher Tracht, wenn die Linden oder die Heide blühen, sind die Bienen nervöser und eher zum Stechen bereit als sonst. Vielfach ist die Stachelwut auch durch Temperatur- und Trachtwechsel bedingt. Daher stechen Völker, die von auswärtig bezogen werden, auf dem neuen Stande in den ersten Monaten gewöhnlich sehr scharf, bis sie sich akklimatisieren.

Eigentümlicherweise braucht die Königin ihren Stachel nur gegen ihregleichen, also wenn es um ihren Thron geht.

Um stichlustige Bienen zur Ruhe zu bringen, stehen mancherlei Mittel zur Hand. Der Rauch treibt ihnen meist am schnellsten alle Rutgelüste aus; doch genügen die bescheidenen Wollen einer Zigarre bei weitem nicht, es muß schon ein kleiner Rauchapparat sein, in dem Torf oder morsches Linden-, Kappel- und Weiden- holz brennt. Bei diesem Qualm vergeht ihnen bald jegliche Stachel- lust. Auch kaltes Wasser tut gute Dienste, doch ist es oft nicht möglich, es in hinreichender Menge zur Anwendung zu bringen, da sonst der Wabenbau leiden würde. Schließlich kann noch gegen ein stichwütendes Volk ein Betäubungsmittel nicht gern an. Die meisten Imker wenden aber Betäubungsmittel nicht gern an.

Wie geschieht nun so ein Bienenstich? Ein mit Widerhäkchen versehener Stachel, der mit einer im Hinterleibe der Biene be- findlichen Giftblase in Verbindung steht, wird in das Hindehaut- gewebe einer Person eingeführt. Es entsteht eine örtliche Ent- zündung oder es treten Symptome auf, die zeigen, daß der ganze Körper von der Wirkung des Giftes in Mitleidenschaft ge- zogen worden ist.

Ein oder mehrere Bienenstiche können durchaus nicht lebens- gefährlich sein, vielleicht aber Bienenstiche in großer Zahl. Es kommt dabei auch darauf an, welche Stellen gestochen werden. Stiche am Kopf, an den Lippen und Augen sind verhängnisvoller als solche an anderen Körperstellen.

Nach dem Stich und der Schmerzempfindung tritt in der Regel eine Geschwulst auf, da das Bienengift ögend wirkt und die Kapillarblutgefäße lähmt. Die Größe dieser Geschwulst hängt von der Intensität des Giftes und von der größeren oder geringeren Festigkeit der Haut an der gestochenen Stelle ab. An der Stirn, an der Nase, den Fingern ist die Geschwulst stets nur klein, anders am Hals und am Arm.

Die Schmerzempfindung des Gestochenen ist durchaus ver- schieden. Oft ist sie überraschend gering. Es zeigt sich keine Schwellung, nichts. Dann wieder tritt eine Geschwulst ein, die sich erst nach ein, zwei Tagen wieder zertheilt. Hin und wieder machen sich aber Symptome geltend, die oft geeignet sind, Bedenken zu erregen, aber viel harmloser sind, als es den Anschein hat. So stellt sich mitunter Nesselfieber, Jucken im ganzen Körper, ja Ohn- macht und auch Krampf ein, wenn vielleicht eine besonders emp- findliche Stelle von dem Stich betroffen worden ist. Viele

Autoritäten auf dem Gebiete der Bienezucht machen die Wirkung des Bienensiches auch von der augenblicklichen Nervenzustimmung abhängig. v. Berlepsch glaubt, daß bei Personen, die durch den Stich erschreckt werden, sich die Wirkung stärker äußert. Er selbst war oft an einem Tage von fünfzig bis hundert Bienen gestochen worden, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden und ohne daß sich die kleinste Anschwellung zeigte. Eines Abends nun stand er an einem Bache und schaute ins Weite, als in seiner unmittelbaren Nähe ein Schuß krachte. Er fühlte im selben Augenblicke einen Schmerz an der Stirn und suchte zusammen, da er sich von einem Schrotkorn getroffen glaubte. Er sagte hin — und war von einer Biene gestochen worden. Und die Stelle schwellt an.

Das Bestreben der Jnter, die von zahlreichen Bienen gestochen werden, geht dahin, gegen Bienengift immun zu werden. Sie werden giftfest, wenn sie von so und soviel Bienen gestochen worden sind, der eine schneller, der andere später, mancher freilich niemals. Nach einer Statistik waren von 164 Jntern schon 11 immun bei Beginn der Jnterei. Bei den anderen 153 äußerte sich die Wirkung des Giftes recht verschieden. Bei 71 Jntern zeigte sich eine Herabsetzung der Empfindlichkeit nach fünfjähriger Bienezucht, bei 19 nach sechs- bis zehnjährigem Betriebe, bei 16 nach elf bis zwanzigjähriger Arbeit am Bienenstande, bei dreien nach 21 bis 30 Jahren der Jnterei, bei 17 nach langjähriger Bienezucht, während bei 27 Jntern die Empfindlichkeit die gleiche blieb.

Unsere übliche Behandlung der Bienenstiche mit Salzwasser usw. hat nur geringen Wert, für die Behandlung örtlicher Entzündungen sollen nur Umschläge mit frischem Quellwasser, essigsaurer Tonerde, Franzbranntwein oder anderer alkoholhaltiger Stoffe in Betracht kommen. Bei allgemeiner Beteiligung des Körpers veranlasse man zunächst Ruhelagerung und führe dem Patienten Kognak, Kaffee oder Tee zu. Natürlich ist es Vorbedingung, daß man den Stachel, der oft in der Wunde sitzen bleibt, vorher entfernt.

Nun einige Worte über die Natur des Bienengiftes. Fast allgemein nimmt man an, daß das Bienengift Ameisensäure ist, wie sie von den Ameisen abgefordert wird und die auch die Spinnen zum Töten ihrer Gefangenen benutzen. Ameisensäure ist sicher im Bienengift enthalten. Hin und wieder trifft man aber auch die Ansicht, daß der Hauptteil des Bienengiftes in die Reihe der Pflanzengifte gehört. Jedenfalls ist es ein bakterienfreies Sekret, kann also niemals zu Blutvergiftungen Anlaß geben, wie es wohl durch die Bisse von Fliegen, Mücken und Bremsen geschehen kann.

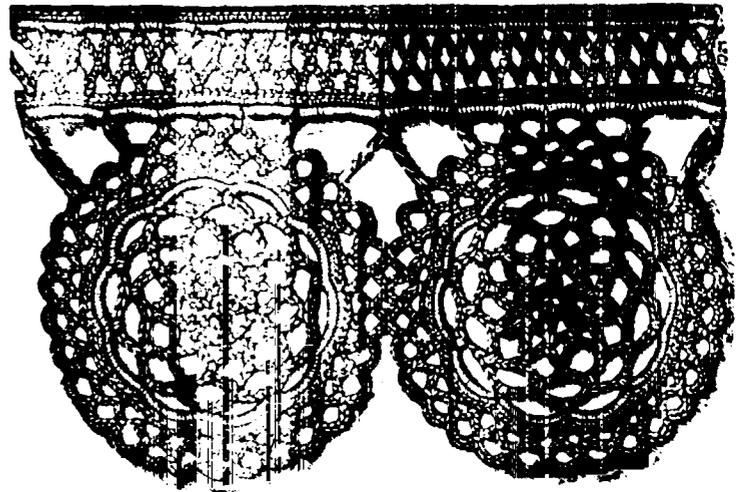
Das Bienengift hat einen süßsäuerlichen, angenehmen Geruch und bitteren Geschmack. Eine Flugbiene gibt etwa 0,000 25 bis 0,000 35 Gramm Gift ab, die Brutbiene nur 0,000 15 Gramm.

Dem Bienenstich schreibt man manche heilende Wirkung zu. Er soll gegen Rheumatismus helfen und auch ein Heilmittel gegen Tuberkulose sein.

Auch im Honig ist ein geringer Teil Ameisensäure enthalten. Sie wirkt hier konfervierend und wird jeder Zelle, ehe sie geschlossen wird, zugesetzt. Ob dies durch den Stachel geschieht, ist noch nicht recht erforscht. Es ist möglich, daß die Biene die Ameisensäure auch in anderer Weise zusetzt. Der Luftraum des Stodes ist gleichfalls durch verdunstete Gifttröpfchen stark ameisenäurehaltig. Sie wirkt geradezu als Antiseptikum.

Gar mancher will wegen des Stachels der Bienen mit diesen nichts zu tun haben, obgleich er ihren goldenen Honig liebt. Aber hätten die Immen nicht den Stachel zur Waffe, sie stögen längst nicht mehr fleißig von Blüte zu Blüte, denn ihrer Feinde sind viele. Und nur der „scharfe Jagel der Biene“, wie ein mittelhochdeutsches Lied sagt, hält sie von den Honigvorräten fern. Eine Zucht von Bienen ohne Stachel und Gift würde manches Reizes entbehren, jeder würde ihnen den süßen Honig rauben, ohne Rücksicht auf spätere Tage; die Bienezucht würde eine Spielerei werden.

1 f. R. 7te R.: in je einen Bogen 12 f. R. 8te R.: in jede W. 1 f. W., welche durch beide Maschengänge greift. 9te R.: abwechselnd 5 Stm., 1 f. R. in die viertfolgende R. 10te R.: abwechselnd 6 Stm., 1 f. R. in jeden Bogen der vorig. R. Für den Abschlußrand häkelt man wie folgt:



11te R.: Aber der Verbindung je zweier Rosetten * 1 dreif. St. in den vorletzten Luftmaschenbogen der einen und 1 dreif. St. in dem 2ten Bg. der folgenden Rosette, beide dreif. St. werden im letzten Gliede zusammen geschlungen. 7 Stm., 1 St. in den 4ten Bogen, 5 Stm., 1 f. R.

Unsere Bilder

Zur geplanten Verlegung der Akademie der Brera in Mailand. Die Akademie der Brera in Mailand, der „Palast der Künste und Wissenschaften“, in dem außer der Kunstakademie auch das bedeutendste Museum der Stadt untergebracht ist, galt, was die Hygiene und Größe der Räumlichkeiten anbetraf, schon seit langem als unzureichend. Ein aus Vertretern der Akademie, der Sammlungen in der Brera, ferner der Stadt- und Provinzialbehörden, der Handelskammer und der lombardischen Sparkasse gebildetes Komitee hat das außerhalb des städtischen Verkehrs sehr ruhig gelegene Grundstück der Münze, gegenüber dem alten städtischen öffentlichen Garten, zum Platz für einen Neubau des „Palazzo del' arte“ ausersuchen. Da nun die Regierung die Mittel zu einem geeigneten neuen Gebäude bewilligt hat, dürfte die Brera nicht mehr lange die Mailänder Kunstakademie beherbergen. Der Palazzo de Brera wurde seit 1651 nach Plänen des Architekten Richini als Jesuitenkonvikt erbaut. Es ist ein mächtiger Palast; das Museum umfaßt außer einer wertvollen Gemäldesammlung, die neben Raffaele's „Sposalizio“ viele Bilder lombardischer und venezianischer Meister enthält, eine große Skulpturensammlung, eine Bibliothek von 280 000 Bänden, darunter viele und seltene alte Drucke und Handschriften, ferner eine Münzensammlung von 50 000 Stüd und eine Sternwarte. In dem prächtigen, von Richini angelegten Hofe steht seit 1859 die Bronzestatue Napoleons I. als römischer Imperator, von Canova.

Der neue Fischereihafen in Cuxhaven mit den Fischauktionshallen. Mit einem Kostenaufwand von mehr als 2½ Millionen Mark wurde durch den hamburgischen Staat der neue Cuxhavener Fischereihafen mit großen Betriebs- und Verwaltungsgebäuden errichtet. Die neuen Fischauktionshallen haben eine Länge von 120 Meter und eine Breite von 35 Meter. Unser vorstehendes Bild zeigt die Anlagen, welche am 23. Februar eröffnet wurden.

Die neue flämische Nationaloper in Antwerpen. Seit langem war es ein heiß ersehnter Wunsch der flämischen Bevölkerung in Antwerpen, neben der dort vielfach kultivierten Oper französischer Zunge eine nationale Opernbühne zu begründen. Im Oktober vorigen Jahres wurde endlich nach mühseligen Vorarbeiten, Überwindung mannigfacher Hindernisse, wozu besonders die Darbringung schwerer pekuniärer Opfer zu rechnen ist, die flämische Nationaloper unter dem Namen „Nederlandsch Lyrisch Tooneel“ eröffnet. Das Repertoire wird zunächst nur Werke flämischer Tonkünstler umfassen. Die Direktion der neuen Bühne liegt in den Händen zweier erfahrener Theatermänner, der Herren Jef Judels und Ben Tollie. Zum Kapellmeister wurde der rühmlichst bekannte Komponist und ehemalige Leipziger Universitätsmusikdirektor Professor Heinrich Föllner bestellt. Die neue flämische Oper der Scheldestadt hat ihren Platz an der Avenue des Arts gegenüber dem bisherigen alten flämischen Theater gefunden. Ihr Erbauer ist der Antwerpener Architekt van Mechelen. In seinem Stil und seiner ganzen Anlage einfach, vornehm und praktisch, ohne Anspruch auf irgendwelche aufdringliche Originalitätsüchtelei gehalten, macht der Bau schon von außen einen sehr günstigen Eindruck. Das Material des Vorbaus besteht aus rotem Granit und italienischem, schwarz geädertem Marmor. Das Innere des Hauses ist höchst komfortabel eingerichtet und nimmt vor allem auf die Bequemlichkeit und die Sicherheit der Besucher Rücksicht. Von der Straße führen nur einige Stufen aufwärts; im übrigen sind Treppen für das Parlett-Parterre fast ganz vermieden. Die Entleerung des Hauses würde daher im Notfall binnen weniger Minuten konstanten gehen können. Die Ränge, welche mehrere Sitzreihen enthalten, steigen amphitheatralisch empor. Von der künstlerisch ausgeführten Fassade verbreiten kleine in Girlandensform angeordnete elektrische Lämpchen ein sanftes und diskretes Licht über das ganze Haus, welches rund 1600 Sitzplätze faßt.

Fürs Haus

Gehäkelte Rosetten Spitze. (Häselgarn Nr. 50.)

Bei dieser aus einzelnen Rosetten zusammengesetzten Spitze arbeitet man zuerst jede Rosette von der Mitte aus; jede neue Runde in der Rosette beginnt mit 2 bis 3 Kettelmaschen, welche zur Mitte des ersten Luftmaschenbogens jeder Reihe führen. In der letzten Runde wird jede folgende Rosette dreimal an die zuvor gehäkelte angehängelt. Man beginnt mit: 1te R.: 5 Pilots (Bil. d. i. 5 Stm., 1 f. R. auf die erste Stm.) und schließt diese zum Ring. 2te R.: abwechselnd 5 Stm., 1 f. R. 3te R.: in je einen Luftmaschenbogen 5 Stm., 1 f. R., 3 Stm., 1 f. R. 4te R.: abwechselnd 5 Stm., 1 f. R. in je einen Bogen der vor. R. 5te R.: abwechselnd 6 Stm., 1 f. R. 6te R.: abwechselnd 7 Stm.,

Wirtl. Geh. Rat Professor Dr. v. Esmarch. In Kiel ist der Wirtl. Geh. Rat Professor Dr. Friedrich v. Esmarch, einer der hervorragendsten deutschen Ärzte, gestorben. Auf dem Gebiete der Chirurgie, speziell der Kriegschirurgie, sowie des Samariterwesens hat der Verstorbene Hervorragendes geleistet. Als Professor v. Esmarch im Jahre 1903 seinen achtzigsten Geburtstag und im Herbst vorigen Jahres sein fünfzigstes Dozentenjubiläum feierte, nahmen die Gesichter aller Länder an der Ehrung des Jubilars teil, der mit dem deutschen Kaiserhause durch seine Heirat mit der Tante der Kaiserin, der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, nahe verwandt war.

Professor Paul Thumann, der bekannte Maler und Illustrator, Professor an der Berliner Kunstakademie, ist kürzlich im 74. Lebensjahre gestorben. Thumann, ein Schüler Hübners in Dresden und Pauwels in Weimar, war anfänglich vorwiegend als Illustrator tätig; nicht weniger als 3000 Zeichnungen rühren von seiner Hand her. — Im großen Publikum wurde er aber erst als Maler bekannt. Von großen Bildern schuf er die Lutherbilder für die Wartburg und „Luthers Trauung“ für die Verbindung für historische Kunst. Dann wandte er sich dem Genrebilde zu, und es entstanden die wirklich populär gemordenen, in Tausenden von Reproduktionen verbreiteten Bilder wie „Unaufmerksame Schülerin“, „Madonna“, „Kunst bringt Gunst“, „Amor und Psyche“ usw. Auch als Porträtmaler genoss Thumann einen guten Ruf. Thumann wurde im Jahre 1834 in Großschadowitz in der Lausitz als Sohn eines Lehrers geboren. Nach Beendigung seiner Schulzeit kam er in die Verlagsbuchhandlung von Karl Flemming in Glogau in die Lehre, um in der technischen Abteilung dieser Firma die Lithographie zu erlernen. Die lithographische Kunst befriedigte den jungen Thumann indessen nicht, und er wurde frei schaffender Künstler, nachdem er einige Jahre die Berliner Akademie besucht hatte. Im Jahre 1855 entstand sein erstes Gemälde.

Der Spielfamerad. Der Maler Th. Kleehaas hat eine besondere Vorliebe, aber auch eine besondere Begabung, Szenen aus dem Kinderleben zu belauschen und auf der Leinwand festzuhalten. Wie reizend ist der kleine Schelm auf unserem Bild, der, mitten zwischen seinen Spielsachen am Boden lauernd, dem zahmen Raben ein Stück Zucker entgegenhält. Und wie der geflügelte Kamerad den spitzen Schnabel nach der willkommeneren Beute ausstreckt, zieht Fränzchen rasch die Hand zurück, um gleich darauf das Spiel von neuem zu beginnen, bis Meister Rabe unverfehens mit einem scharfen Stoß den Lederbüßsen erhascht. Das ältere Mädchen steht lachend daneben; es vergißt Pferd und Puppe im Anschauen des sich abmühenden Vogels, mit dem es sich so gut spielen läßt.



Verblüffende Erklärung.
Mama (zum Rindermädchen; die mit dem Kleinen spielt): „Und geben Sie acht, daß nichts geschieht!“
Fräulein: „Mama, habe nur keine Angst — wir sind ja immer unter militärischer Bedeckung!“

die Nägel schneller als an der linken, und ein gleicher Unterschied zeigt sich entsprechend der Länge der Finger. Das schnellste Wachstum zeigt sich am Mittelfinger, diesem folgen darin die Zeige- und Goldfinger, und am kleinsten Finger sowie am Daumen geht es am langsamsten vor sich. T.

Gemeinnütziges

Ockerkringel. 750 g Mehl werden mit $\frac{1}{2}$ Liter lauwarmen Milch, einer Tasse laurer Sahne, einer Prise mit Rum angefeuchtetem Safran und zwei Löffeln Bierhefe gut vermischt und zum Aufgehen an einen warmen Ort gestellt. Dann arbeitet man den Teig tüchtig durch, fügt 125 Gramm Rosinen, 80, Gramm Korinthen und etwas gestoßenen Kardamom hinzu. Diesen Teig schlägt man, bis er Blasen wirft, läßt ihn zum zweitenmal aufgehen, formt dann einen großen Kringel daraus, der zum drittenmal aufgehen muß, bestreicht ihn mit Ei und backt ihn bei mäßiger Hitze. Es ist ein wundervolles Kaffeegebäck. Wer den Safran nicht liebt, kann ihn ja fortlassen.

Lebertran läßt sich in eine schmackhafte Form überführen, wenn ein Eßlöffel voll mit einem Eidotter gut vermischt und mit einem Tropfen Pfefferminzöl versetzt wird.

Weiße Holzstaken, die mit der Zeit gelb geworden sind, bleicht man wieder, wenn man dieselben in lauwarmem Wasser längere Zeit stehen, und nachher in der Sonne trocknen läßt. Weniger empfindliche Sachen kann man auch mit Kalk, Sand und Buchenasche wieder weiß scheuern.

Spargelbeete, welche durch Schädlinge oder durch übermäßiges Stechen im Ertrage nachgelassen haben, dürfen im nächsten Jahre nicht gestochen werden. Um dieselben wieder auf die Höhe des früheren Ertrages zu bringen, sind die Beete jetzt gehörig zu düngen und während der Vegetationszeit reichlich zu gießen. Häufiges Lockern des Bodens, sowie Reinhaltens vom Unkraut ist unerlässlich.

Zur Champignonzucht eignet sich nicht nur, wie meist angenommen wird, ein Keller, sondern auch im Garten gibt es viele geeignete Plätze. Die Hauptsache ist, daß die Sonne den Platz nicht so offen bescheint. Er soll den Schatten unter hohen Bäumen oder von Hecken genießen. Die Nähe der Bäume mit der Wasseraustrückung derselben schafft auch die feuchte Luft, deren der Champignon bedarf. Wie wir aus dem natürlichen Vorkommen der Champignons beobachten können, lieben sie etwas höher gelegene Plätze, die etwas trockenen Untergrund haben.

Auflösung.

A	L	P
L	E	U
P	U	D

Allerlei

Höcker Schwur. Sie: „Und willst du mich wirklich auch heiraten?“ — Er (mit zum Schwur erhobener Hand): „Ich schwör's bei allen Gläubigern!“

Handig. Kellner: „Wünschen Sie eine Ansichtskarte von unserem Hotel?“ — Gast (der tüchtig geschnitten worden ist): „Danke, ich habe von Ihrem Hotel meine eigenen Ansichten.“

Böshafte Bekätigung. „Mein Geschäft ist nicht leicht, Herr Huber — am Wein bleibt nicht viel.“ — „Glaub's schon, Herr Wirt — es ist ein saurer Erwerb.“

Zwanzig Millionen Mark hat der königliche Palast in Madrid gelostet, er bildet aber auch eins der herrlichsten Bauwerke der Welt, das von einem italienischen Architekten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet wurde. Es sollte dem Palais von Versailles den Rang ablaufen. 143 $\frac{1}{2}$ Meter auf allen Seiten lang, umschließt der Palast einen viereckigen Hof von 73 Meter Seitenlänge, der mit Glas überdacht ist.

Hammerfest in Norwegen hat im tiefen Winter 28 Tage, an denen die Sonne überhaupt nicht aufgeht.

Wilde Pferde in Amerika. Die heutigen wilden Pferde Amerikas verdanken ihren Ursprung einem Rudel gezähmter Pferde, die vor mehr als 30 Jahren von einem reichen Land- und Grubenbesitzer auf den Hügeln und Ebenen Nevadas in Freiheit gesetzt wurden. Dort sind sie seitdem geblieben, haben sich vermehrt und nach Belieben umherbewegt, da es bis vor zwei Jahren niemand — mit ganz vereinzelten Ausnahmen — in den Sinn gekommen war, sie einzufangen. Ein Drittjahrhundert haben sie sich unbehindert selbst erhalten in einem Lande, das noch ebenso wild wie zur Zeit der Entdeckung des Erdteils und noch heute kaum von der Kultur berührt ist.

Das Wachstum der Fingernägel ist bei Kindern ein schnelleres als bei Erwachsenen und im hohen Alter am langsamsten. Das Wachstum ist im Sommer schneller als im Winter, und wenn es in der warmen Jahreszeit 116 Tage dauert, bis ein Nagel vollständig neu hervorgeschoben ist, sind in der kalten dazu 137 Tage nötig. An der rechten Hand wachsen ferner

Palindrom.

Ein Tier mit prächtigem Gefieder
Bin ich, das jedem wohlgefällt.
Rückwärts gelesen bin ich's wieder.
Ja lebe in der Tropenwelt.

Julius Fald.

Zoogarithm.

Es trägt mit K ein Federkleid,
Mit W enthält es Fähigkeit.
Mit H erweist es seinen Herrn,
Reich's mit dem es dem Armen gern.
Am Rade zeigt mit N es sich.
Und mit dem L erquiekt es dich.

Julius Fald.

Rachhabenrätsel.

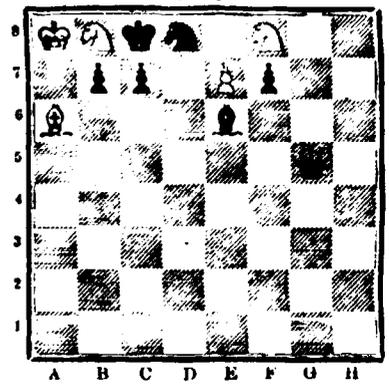
Es steht das Wort so einsam da. —
Wein menschlich Weisen ist ihm nah. —
Weleht an sich mit noch 'nem Laut.
Da hört es Töne so vertraut.
Das Wort kommt an, doch ohne Hüge:
Bringt's von der Liebsten ihm wohl Grüße?
Vorbei zieht's, nach dem Ganzen hin,
Nur ohne Kopf, hill ist's um ihn.

Melitta Berg.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 80.

Von H. Fische in Stuttgart.
Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharade: Miß, trauen, Mißtrauen. — Des Homonym's: Schneeball.
Des Zoogarithm's: Linde, Rinde, Binde, Rinde.
Des Räthfels: Gewohnheit macht alle Arbeit leicht.

Nur Heute vorbehalten.

Zur Errichtung eines deutschen Kindergartens.

Wir erneuern heute unsere eindringliche Bitte um Spenden zugunsten des deutschen Kindergartens, der hier errichtet werden soll. Mehr, als über diese Angelegenheit gesagt wurde, kann wohl nicht mehr geäußert werden. Wir pochen an das Ehrgefühl der in Betracht kommenden Kreise ohne Unterschied der Partei und bitten herzlich, Gaben an Herrn Karl Jorgo, Via Sergia, zu richten.

Mit liebenswürdigem Beispiele sind vorangegangen: „Quodlibet“ 25 K, Dr. B. 5 K, Frau G. 2 K, Direktor B. 3 K.

Ball zu Ehren der österreichisch-ungarischen Eskader.

Ueber den Ball, der zu Ehren der österr.-ung. Eskadre stattfand, schreibt die „Deutsche Marokko-Zeitung“:

Während die auf der österr.-ung. Gesandtschaft auf dem Marschan, von der stolz die Flaggen der beiden Monarchien herabwehten, seitens des Gesandten und seiner Gemahlin gegebenen Veranstaltungen zu Ehren des hier weilenden Geschwaders: ein Diner und eine Soirée am Mittwoch, ein Frühstück am Donnerstag, intimeren Charakter trugen und auf die Offiziere, das Gesandtschaftspersonal, sowie die Chefs der übrigen Gesandtschaften beschränkt waren, bot der gelungene in der Villa Valentina veranstaltete Ball den weiteren Kreisen der Tangerer Gesellschaft Gelegenheit, die schmucken liebenswürdigen Offiziere der Eskader kennen zu lernen. Das Fest kann als der Glanzpunkt der Saison bezeichnet werden. Es war in jeder Beziehung ein Erfolg. Die Kapelle des Flaggschiffs spielte zum Tanz auf und im neuen maurischen Tanzsaal der Villa Valentina entwickelte sich buntes freudiges Leben. Die Herren der österr.-ungar. Marine machten dem alle der Seeoffiziere als eifrige und flotte Tänzer ebenfalls alle Ehre.

Mit den Seeoffizieren wetteiferten die flotten Tänzerinnen und Tänzer Tangers. Wie so häufig, war auch dieses Mal Herr Konsul de Pottere beim Rotillon sowohl wie überall, wo es seiner ratenden, leitenden Tätigkeit bedurfte, am Platze, unermüdet die Gastgeber, den österreichisch-ungarischen Gesandten und seine Gemahlin, die Gräfin Roziebrodzka unterstützend. Mehr als einmal versicherten die Offiziere, daß das ihnen in Tanger gebotene Fest eine der schönsten Erinnerungen an ihre Mittelmeerfahrt sein werde. Und in der Tat, es war ein anmutiges, farbenprächtiges Bild: Der Flor der Damen, reizende Toiletten, schmutz Uniformen, strahlende Ordenssterne, dazwischen die weiten, weißen Gewänder marokkanischer Beamten. Das diplomatische Korps war stark vertreten, ebenso die hiesige Gesellschaft und die Tangerer Gesellschaft. In bester Stimmung hielt der Tanz die Gäste lange beisammen. Wir wollen nicht vergessen, daß die Bemühungen der Besitzer der Villa Valentina, des österreichisch-ungarischen Hauses, dessen festliche Räume zum Stolz der kleinen österreichisch-ungarischen Kolonie Tangers so vortrefflich geeignet waren, die Offiziere ihrer Marine aufzunehmen, zum Gelingen des Festes wesentlich beigetragen haben.

Wir Deutsche haben noch in später Stunde in engerem Kreise das gute Verhältnis zwischen uns und den Herren der verbündeten Marine zu konstatieren besondere Gelegenheit gehabt.

Nicht gerade Trauer erweckte die nach Mitternacht eingetroffene Meldung, daß des schlechten Wetters wegen ein Einschiffen der Offiziere nicht möglich sei, sie also wohl oder übel am Lande Quartier zu suchen hätten. Quartiere waren bald gefunden, und die es nicht anderswo fanden, bereiteten es sich in den Salons der Villa Valentina und selbst in dem maurischen Saal, wo bald ein malerisches „Nachtlager von Granada“ aufgeschlagen war.

In Tanger haben die Schiffe großen Eindruck gemacht. Ueber die Offiziere und Mannschaften spricht man sich allgemein voll Anerkennung aus. Das Manöver des Geschwaders

bei der Einfahrt, als es, von Gibraltar kommend, in den Hafen majestätisch einlief, hat hier, wo wir doch viel Kriegsschiffbesuch erhalten, allgemeine Bewunderung erregt.

Büchertisch.

(Alle unter diesem Titel angeführte Veröffentlichungen können durch hiesige Buchhandlungen bezogen werden.)

Einzug Kaiser Maximilian I. in Gent ist der Titel der herrlichen Kunstbeilage, die der soeben erschienenen Lieferung 9 des Prachtwerkes „An Ehren und an Siegen reich, Bilder aus Österreichs Geschichte“ beigegeben ist. Das Original dieser künstlerisch hergestellten Lithogravüre stammt vom Maler Alois Schram. Das Bild zeigt, wie Kaiser Maximilian I. nach der Schlacht bei Guinegate am 7. August 1479 an der Spitze seiner Ritterschaft seinen Einzug in Gent hält, wo er vor dem Rathause von seiner Gemahlin und seinem Sohne (Philipp dem Schönen) empfangen wird. Lieferung 9 des genannten Werkes enthält weiters außer dem Schluß des Kapitels „Die Gründung der Prager Universität“ das Kapitel „Die Blütezeit habsburgischen Herzogtums“ von Dr. Franz Wilhelm, sowie den Anfang des Kapitels „Die Vereinigung Tirols mit Österreich“ von Dr. Emil von Otenthal. Das prächtige Werk „An Ehren und an Siegen reich“, welches komplett gebunden zum Preise von K 150 oder in 55 Lieferungen à K 2 durch jede Buchhandlung oder durch den Verlag Wien III., Salmgasse 2 bezogen werden kann, verdient infolge seines reichhaltigen Inhaltes und seiner prachtvollen Ausstattung bestens zur Anschaffung empfohlen zu werden. Ausführliche Prospekte versendet die Verlagsbuchhandlung auf Verlangen gratis.

„Neueste Erfindungen und Erfahrungen“ auf den Gebieten der praktischen Technik, der Elektrotechnik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirtschaft etc. XXXV. Jahrgang 1908 (A. Hartleben's Verlag, Wien). Pränumerationspreis ganzjährig für 13 Hefte franko 9 K. Einzelne Hefte für 72 h. Unerreichte Reichhaltigkeit, wertvolle, moderne, eigene Erfahrungen aus allen Betrieben, praktische Anleitungen zu Erwerb und Gewinn — das sind die Vorzüge dieser reich illustrierten Zeitschrift. Rüstlich im praktischen Leben für jedermann, unentbehrlich für alle, die mit der Zeit fortschreiten wollen, sind die „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“, die bereits im XXXV. Jahrgange erscheinen.

Vor uns liegt das Märzheft der illustrierten Monatschrift „Der Amateur“ (Verlag Carl Konegen, Wien, I. Opernring 3). Es enthält eine Fülle von Anregungen, Belehrungen und herrlichen Bildern, lauter Dinge, die dem Amateurphotographen nützlich sind. Es wäre nur zu wünschen, daß dieses Heft recht große Verbreitung fände, dann wäre der gedankenlosen Knipserei bald ein Damm gesetzt. Probehefte versendet der Verlag gratis und franko.

Ein „Auf das mährischen Forts“ betitelt und vom Reichsratsabgeordneten August Einspinner verfaßtes Buch ist im Verlage der k. l. Universitätsbuchhandlung Georg Szelinski, Wien, I., Tuchlauben 21, soeben erschienen. Preis K 2.40, elegant gebunden K 3.60. Das Buch gewährt einen tiefen Einblick in unbekannte österreichische Soldatenverhältnisse, welche für die österreichische Bevölkerung von eminentem Interesse sind. Verschiedene Vorkommnisse werden in erzählender Form wiedergegeben, die der Autor vor kurzer Zeit in der österreichischen Delegation besprochen hat. Das Buch enthält ein künstlerisch ausgeführtes Titelbild im Bierfarbenbrud. Auf demselben befindet sich im Hintergrunde das Fort San Lorenzo, eines der typischsten aller dalmatinischen Forts und vorne ein schweres Belagerungsgeschütz, vor welchem ein Feuerwerker der österreichischen Festungsartillerie sitzend in die Ferne blickt.

Drahtnachrichten.

Attentat.

Statthalter von Polen, Graf Potocki, ermordet.

Lemberg, 12. April. Heute um 2 Uhr nachmittags während der Erteilung der Audienzen beim Statthalter Potocki feuerte der ruthenische Student der Philosophie, Mirosław Siczynski, der unter dem Vorwande der Erlangung einer Supplentenstelle eine Audienz erbat, gegen Potocki drei Revolvergeschüsse ab, die den Statthalter oberhalb des linken Auges, am Fuße und auf dem linken Arm verwundeten. Der Statthalter starb um 3 Uhr 15 Min. Der Attentäter wurde verhaftet.

Lemberg, 13. April. (W.-V.) Der Kaiser sprach in einem Beileidstelegramme der Witve des Statthalters Potocki sein aufrichtiges Beileid und tiefgefühltes Bedauern aus.

Lemberg, 13. April. Den Meldungen der Blätter zufolge rief der Attentäter nach vollbrachter Tat dem Statthalter zu, der Mord sei eine Sühne für die vielen Ungerechtigkeiten, die dem ruthenischen Volke seitens der Polen zugefügt wurden. Die Mutter des Attentäters wurde verhaftet. — Am Sterbelager Potockis fanden sich die Familie des Statthalters, Landmarschall Graf Baden, Erzbischof Wilczewski, Weihbischof Banduski, Korpskommandant Prinz Auersperg und der Bürgermeister ein.

Lemberg, 12. April. (R.-B.) Bei der polizeilichen Einvernahme erklärte der Attentäter, er habe keine Mitschuldigen. Das Attentat sei nicht aus Gründen der Gehässigkeit erfolgt, sondern habe seine Ursache in politischen Motiven. Es wurde in der Absicht begangen, den Statthalter wegen politischer Mißliebigkeit aus dem Wege zu schaffen. Der verhaftete Attentäter wurde schon vor mehreren Jahren, da er sich an Demonstrationen ruthenischer Studenten beteiligte, zu Freiheitsstrafen verurteilt. Er gilt als sehr eifriger Agitator für natinaruthenische Bestrebungen. Nach bisher getroffenen Verfügungen wird die Leiche des Statthalters nach Krzeszowice bei Krakau überführt werden, wo das Leichenbegängnis stattfindet. Die Beerdigung wird Mittwoch vollzogen werden.

Lemberg, 12. April. (R.-B.) Vor dem Statthaltergebäude hat sich eine riesige Menschenmenge angesammelt. Wie nunmehr festgestellt wurde, feuerte Siczinski gegen den Statthalter fünf Revolvergeschosse ab, durch die der Statthalter u. a. am Kopfe verletzt wurde. Ein Projektil durchdrang die Brust. An das Krankenlager wurden sofort die hervorragendsten Professoren der Medizin berufen, u. a. auch Professor Ziemicki. Die in den Kopf eingedrungene Kugel konnte jedoch nicht extrahiert werden.

Lemberg, 12. April. (R.-B.) Die Nachricht von dem Attentate rief in den Bevölkerungskreisen die größte Sensation hervor. Die Nachmittagsvorstellung im hiesigen Theater wurde, nachdem die schreckliche Kunde bekannt geworden war, sofort zum Zeichen der Trauer abgebrochen. Der Direktor machte dem Publikum Mitteilung von dem Attentate. Das Publikum gab seiner ungeheuren Erregung stürmischen Ausdruck. Die wildesten Verwünschungen gegen die Ruthenen wurden laut. Der Kaiser wurde telegraphisch von der Mordtat und vom Tode des Grafen Potocki verständigt.

Petersburg, 12. April. (R.-B.) Die Ermordung des Grafen Potocki erregt in hiesigen offiziellen Kreisen tiefe Erschütterung. In hiesigen polnischen Kreisen herrscht die größte Erregung.

Fürst Bülow in Italien.

Rom, 12. April. (R.-B.) Fürst Bülow ist samt Gemahlin nachmittags hier eingetroffen. Morgen wird Fürst Bülow vom König in Audienz empfangen werden. Abends gibt Tittoni zu Ehren des Fürsten ein Souper. Dienstag findet im Quirinal eine Galatafel statt.

Herzog und Dollarprinzessin.

Rom, 12. April. (R.-B.) Das „Giornale d'Italia“ meldet, das die Heirat des Herzogs der Abruzzen mit Miß Elkins beschlossene Sache sei. Miß Elkins erhält durch die Heirat den Rang einer königlichen Prinzessin von Italien.

Nordpolforschung.

Dünkirchen, 12. April. (R.-B.) Der für die Kreuzfahrt in den nördlichen Polargegenden bestimmte Dampfer „Jaques Carhier“ ist heute bei Anwesenheit des Fürsten von Monaco, des Unterrichtsministers sowie einer zahlreichen Menschenmenge in See gestochen.

Letzte Neuigkeiten.

Ministerpräsident v. Beck in Pola. Gestern vormittags ist mit dem Zuge der k. k. Staatsbahn Ministerpräsident Wladimir Freiherr v. Beck eingetroffen. Zu seinem Empfange hatten sich die Spitzen der Behörden eingefunden. Nach kurzem Aufenthalte in Pola, den der Ministerpräsident u. a. zum Besuche einer Kirche ausnützte, begab sich Sr. Excellenz nach Brioni grande. Ministerpräsident Freiherr von Beck sollte ungefähr vierzehn Tage verweilen. Die Apartements befanden sich im Hotel „Repiun“. — Infolge wichtiger Ereignisse, wahrscheinlich wegen des tödlichen Attentats auf den Statthalter von Polen, Grafen Potocki, hat aber der Urlaub des Ministerpräsidenten ein schnelles Ende gefunden. Auf Grund einer telegraphischen Berufung von Wien hat der Ministerpräsident gestern um 10 Uhr 50 Minuten abends mittels eines Sonderzuges die Rückreise angetreten.

Theater. Gestern wurde im dichtgefüllten Boliteama die Operette „Ein Walzertraum“ von Strauß jun. aufgeführt. Die Vorzüge des reizenden Stückes und der Vorstellung wurden schon einmal gebührend geschildert. Das schon Gesagte möge auch für heute gelten. — Heute: „Wien bei Nacht.“

Humoristenensemble „Nachtlcht“. Die gestern im Restaurant „Deutsches Heim“ stattgefundene Vorstellung des Humoristenensembles „Nachtlcht“ war geradezu hervorragend. Ähnliches wurde in Pola noch nicht gesehen. Das Publikum wurde nicht müde, seinen Beifall zu bezeugen. Heute, morgen und Mittwoch letzte Vorstellungen mit großartigem Programme.

Eine interessante Schrift. Die hiesige Giunta hat, wie verlautet, an die kompetente Behörde ein Memorandum gerichtet, in dem die Verwendung des Subventionskapitals, das die k. u. k. Kriegsmarine zum Ankaufe eines Schuttrayons nächst der Franz-Josefs-Quelle gewidmet hat, motiviert wird. Ein Bericht darüber folgt morgen.

Die Postabfertigung für die k. u. k. Eskader. Die Postabfertigung an die k. u. k. Eskader wird erfolgen: a) nach Tunis: vom Postamt Wien 76 am 15., 16. und 18. b. um 7 Uhr 25 Min. früh, vom Postamt Triest 1 an den gleichen Tagen um 5 Uhr 30 Min. nachmittags; a) nach Korfu: vom Postamt Wien 76 am 22., 24., 25., 26. und 27. d. um 7 Uhr 25 Min. früh, vom Postamt Triest 1 an den gleichen Tagen um 5 Uhr 30 Min. nachmittags. Nach dem 27. d. werden die Korrespondenzen für die k. u. k. Eskader nach Teodo geleitet.

Die letzte **Montagsnummer** ist noch in der Administration zu haben.

Kaiserjubiläumspapier in Kartons mit Kaiserbild

zu haben in Pola nur bei Josef Krmpotic, Zentrale Piazza Carli 1 und in der Filiale,
Via dell' Arsenale 13.